

Schach der Qual.



Von **Bertha von Suttner** sind in **E. Pierson's**
Verlag in Dresden und Leipzig erschienen:

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. 29. Aufl.
2 Bände. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Vollsausgabe M. 2.—, geb. M. 3.—.

Schriftsteller-Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Erzählte Lustspiele. Neues aus dem High Life.
3. Auflage. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Dr. Hellmuths Donnerstage. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ein Manuskript! 3. Auflage. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Verheißungen. Novellen. 2. Auflage. M. 3.—,
geb. M. 4.—.

Inventarium einer Seele. 3. Auflage. M. 4.—,
geb. M. 5.—.

Eva Siebeck. Roman. 3. Auflage. M. 5.—, geb.
M. 6.—.

Die Tiefinnersten. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Trente-et-Quarante. Roman. M. 5.—, geb.
M. 6.—.

Phantasieren über den Gotha. Mit Porträt der
Verfasserin. Geb. M. 5.—.

Es Löwos. Eine Monographie. M. 1.50, geb.
M. 2.50.

Hanna. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.

High Life. Roman. 2. Auflage. M. 5.—, geb.
M. 6.—.

Einsam und arm. Erzählung. 2. Aufl. M. 5.—,
geb. M. 7.—.

Schmetterlinge. Novellen und Skizzen. M. 3.—,
geb. M. 4.—.

La Traviata. Riviera-Roman. 2. Auflage. M. 5.—,
geb. M. 6.—.



Einleitung.

Prinz Roland war ein steinreicher Mann. Er besaß Schlösser und Paläste, Villen und Fabriken, Silberbergwerke und Kohlenlager, Aktien und Staatspapiere. Wie hoch die Ziffer seines schwankenden Einkommens sei, konnte er nicht genau überschauen — genug jedenfalls, um alle Freuden des Lebens, die der Reichtum schafft, in Fülle genießen zu können.

Sprosse eines einst regierenden Fürstengeschlechtes, war er mit allen Herrscherfamilien Europas mehr oder minder nahe verwandt. Doch hatte er auch bürgerliches und proletarisches Blut in den Adern, da sein Vater in morganatischer Ehe mit einer Schauspielerin vermählt gewesen, die selber die Tochter eines Professors und einer Arbeiterin war.

In seine Kindheit war eine Episode gefallen, die auf die Entwicklung seines Charakters und seiner Lebenskenntnis von großem Einfluß gewesen. Zwischen seinen Eltern hatten sich Zwistigkeiten erhoben. Von dem Vatten vernachlässigt, von dessen Verwandten mit kränkendem Hochmut ignoriert, hatte seine Mutter das fürstliche Heim geflohen und war mit dem achtjährigen Söhnchen in ihr Vaterhaus zurückgekehrt, wo sie zehn Jahre lang bis zu ihrem Tode verblieb. Hier war

v. Suttner, Schach d. Qual.

Roland wie ein Bürgerkind aufgezogen worden, hier hatte er durch die Berührung mit den Angehörigen seiner Großmutter auch in die Lebensverhältnisse der ärmsten Klassen Einblick gewonnen.

Nach dem Tode der Gattin aber nahm der Fürst sein Kind wieder zu sich, und seine weitere Ausbildung genoß der Jüngling fortan als Prinz und als Erbe eines riesenvermögens.

In seinem zwanzigsten Jahre fiel ihm ein anderes Erbe zu: die etwa zweihundert Bände umfassende Bücherei seines Großvaters, des Professors. Nur zweihundert Bände, aber nicht ein uninteressantes, nicht ein trockenes Buch darunter. Roland las eines nach dem anderen, und als er zu Ende war, da fing er wieder von vorne an. Eine Welt, eine ganz neue Welt, von der die Schulweisheit seiner Gymnasiallehrer und die Weltweisheit seiner Standesgenossen nichts wußte, hatte sich ihm erschlossen: die Welt der letzten Forschungsergebnisse auf naturwissenschaftlichem, sozialem und ethischem Gebiete. Damit war seine Teilnahme an den geistigen Zeitbewegungen geweckt, und die geerbte Bücherei wurde durch alle neu erscheinenden Werke der lebenden Autoren ergänzt.

Kurz nach seiner Großjährigkeitserlangung verlor er den Vater und nun war er der unumschränkte Herr über seinen Reichtum und seine Lebensführung. Diese Unabhängigkeit benutzte er, um den ihm nicht zusagenden Militärdienst zu verlassen, in welchen er seinem Vater zuliebe getreten war, und bereiste, zuerst seine Güter, dann alle Länder Europas. In den Hauptstädten nahm er längeren Aufenthalt und beteiligte sich an dem Leben der „Gesellschaft“.

Als er sein dreißigstes Jahr erreichte, war er des Reisens müde und er beschloß, sich ein dauerndes Heim zu wählen. Keines seiner altmodischen Schlösser, keines seiner steifen Paläste entsprach dem Ideal, das er sich von einer Heimstätte gebildet,

und so kaufte er ein Stück Land in romantischer Bucht am Mittelmeer und ließ sich dort ein feenhaftes Schloß erbauen.

Vor acht Tagen war Prinz Roland in sein neues Besitztum eingezogen.

Die Frühlingssonne schien in sein prunkvolles Arbeitsgemach, durch dessen offene Fensterthüren das Rauschen des sanft bewegten Meeres hereindrang.

In tiefes Sinnen versunken, stand der junge Mann auf der vor dem Arbeitszimmer gelegenen Terrasse und lauschte dem Murmeln der Wellen — oder lauschte er einer Stimme aus der eigenen Seelentiefe? Lange blieb er regungslos, dann, mit plötzlichem Entschlusse, trat er in das Zimmer und drückte den Knopf der elektrischen Klingel.

Dem eintretenden Diener gab er Befehl, den Haushofmeister heraufzuschicken.

Als dieser erschien:

„Halbeck — hören Sie mich an!“ —

„Ich höre, Durchlaucht.“

„Wer immer komme und mich zu sehen wünscht, dem sagen Sie, ich sei heute morgen abgereist, unbekannt wohin, und unbekannt auf wie lange.“

„Sehr wohl.“

„Geben Sie allen Hausgenossen die gleiche Instruktion. Und nicht nur heute, auch morgen, auch die folgenden Tage, so ich nicht Gegenbefehl erteile. So, und jetzt schicken Sie mir den Sekretär!“

Nach einer Weile erschien auch dieser. Er hielt einen Pack Papiere in der Hand.

„Haben Sie die Briefe schon geschrieben, Doktor Simmer?“

„Ja, Ew. Durchlaucht, genau nach der Liste, ich habe sie hier zur Unterfertigung gebracht. . .“

„Werfen Sie sie nur ins Feuer; ich habe mir die Sache

anders überlegt; ich mag eine Zeitlang keine Gäste im Haus. Ich will allein sein, ganz allein. Eben hat Halbeck die Weisung von mir erhalten, allen etwaigen Besuchern zu sagen, daß ich abwesend sei; bitte, richten Sie sich auch danach. Die einlaufende Post nehmen Sie für mich in Empfang und erledigen sie dann nach meinen Angaben."

"Wollen wir gleich die heutigen Einläufe . . ."

"Nein, Doktor Simmer; fortan werden wir unsere Geschäfte erst nachmittags abwickeln; die Vormittage will ich allein arbeiten — ganz ungestört. Sie haben indessen genug zu thun mit der Aufstellung des Bücherkatalogs."

Der Sekretär verneigte sich und ließ den Prinzen allein. Dieser setzte sich an seinen Schreibtisch, legte mehrere Blätter Konzeptpapier vor sich hin und begann zu schreiben.



I.

ch bin kein Schriftsteller. Mein Name ist Roland Prinz von ***. Alter: dreißig Jahre; Vermögen: sehr beträchtlich; Stellung: unumschränkte Selbstständigkeit. Ich habe mir ein Schloß am Meere erbaut; ein Schloß mit Zinnen und Türmen, Terrassen und Erkern, mit einem säulengetragenen Saal, dem nur der Thronstuhl fehlt, um wie ein Königsaal zu erscheinen, mit einer Bibliothek, so groß wie ein Kirchenschiff; daneben Gewächshäuser und Parkanlagen in exotischer Pracht . . .

Das alles habe ich mir in meinem Durst nach Schönheit so geschaffen, nach Schönheit und Genuß. Aber der Durst ist nicht gestillt — oder vielmehr, ein anderer brennt daneben und den zu löschen, mache ich mich heute an die Arbeit.

Lange, schon jahrelang trage ich den Gedanken dazu in mir herum. Manche Absätze sind längst, in schlaflosen Nachstunden, oder auf einsamen Spaziergängen, in meinem Kopfe entstanden — wenn ich gleich selber gar nicht wußte, wann und ob ich mich zur Niederschrift entschließen würde.

Jetzt, während der Einrichtung meines neuen Heims hatte ich sogar jenen Gedanken verbannt; ich hoffte, durch diese Beschäftigung Befriedigung meines Schaffensdranges, Ablenkung

von den mich verfolgenden Buchplänen zu finden, oder wenigstens deren Ausführung auf unbestimmte Zeit hinausschieben zu können: zuerst hier alles fertigstellen, dann mich einleben Freunde zu mir einladen, die die neue Pracht bewundern und mitgenießen sollen ... Vielleicht auch eine Gattin heimführen ... Und später, viel später, nachdem ich noch mehr Erfahrungen gesammelt, mich in viele Studien vertieft hätte, dann, am Abend des Lebens, könnte ich ja das geplante Werk in Angriff nehmen — um so reifer würde es ja werden ...

Doch nein! Es geht nicht. Jetzt, da die Sorgen und Freuden des Schloßbaues vorüber sind, bringen die zeitweilig zurückgeschobenen Gedanken und Entwürfe wieder mächtig auf mich ein. Nicht wenn das Leben hinter mir liegt, sondern ehe ich es so recht beginne, muß das geplante Werk vollendet werden; wer weiß, ob es unter meinen Händen nicht gar zur Nichtsnur, zum Inhalt meines Lebens selber wird? ...

Ich muß, ich will es versprechen, was meinen Drang und mein Sehnen, meinen Kummer und mein Hoffen — meine Leidenschaft mit einem Worte — in kurzer Formel ausdrückt: **Schach der Dual!**

Ja, Schach! — Leider noch nicht und noch gar lange nicht „schachmatt!“ Aber dazu wird es kommen. Schon ist der schwarze König bedroht. Die Weißen — d. h. der Lichtdrang der Geister und der Liebesdrang der Herzen — ziehen an und treiben (in wieviel Zügen, und wie? das ist eben das Problem —) den Gegner in die Enge, so zahlreich auch noch seine Figuren auf dem Brette stehen.

Das Buch der Dual und der Lust muß einmal geschrieben werden. Nicht in Klage über selbst erlittenen Schmerz und in Jubel über selbstgenossene Freuden — diese Töne haben bisher alle Dichter der Welt schon sattfam angeschlagen —, sondern ein Hauptbuch, mit Soll und Haben, das alle vorhandenen

Leidensvorräte und Glücksmöglichkeiten registriert, das die Schmerzen aufzählt, die nicht nötig sind, die uns die Thorheit auferlegt, sowie die Wonnen, die es geben könnte, wenn dieselbe Thorheit sie nicht gewaltsam niederhielte.

Schmerz und Wonne — die Flucht vor dem einen, die Sucht nach der anderen —: das ist ja des Lebens ganzer Trieb und Sinn; aber auch das weiß die Thorheit umzukehren.

Woße Wahnbegriffe seien Himmel und Hölle? O, nicht doch! Es leuchtet der eine und tobt die andere hier auf Erden, mitten unter uns. Sie liegen im Kampfe; doch mit ungleicher Stärke: das Himmlische will und wird das Höllische verdrängen.

Daß der Schmerz nicht stumm sein muß, sondern ihm der Schrei gegeben ward, der Schrei der Klage — das deutet auf ein Recht der Kreatur, das Recht auf Hilfe. Gar langsam freilich hat sich im Menschen jener Sinn entwickelt, der jenen Schrei vernimmt. Noch heute ist der Barbar dagegen taub, der Philister — schwerhörig. Noch langsamer hat sich dieser Sinn bis zu dem Grade verfeinert, daß dem damit Begabten der Schrei so weh thut, daß er ihn nicht hören kann, ohne helfen zu müssen.

„Zum Himmel schreien“ — sagt die bekannte Redensart. Ach, die blaue Kuppel da oben, die ist taub; aber zu dem Gott in der Menschenbrust und zu dem himmlischen Gefilde, „Güte“ genannt, dahin bringt allmählich der Zammerruf und der Sehnsuchtsruf der Mitgeschöpfe. Dann folgt die rettende That, und wieder ward ein Stückchen Hölle abgeschafft, ein Stückchen Himmel erobert.

Ich bin niemals elend gewesen; niemals ist mir Unrecht widerfahren, nie ward ich gequält — und doch: ein Bohn tobt in meinem Innern, ein dumpfes Weh nagt mir am Herzen

über all dem Jammer ringsumher. Dazu ein Drängen, Ahnen, Begehren nach Unvorhandenem, aber Möglichem aus dem Reiche des Glückes und der Schönheit — und alles dies: ich kann's nicht länger mehr so unausgesprochen mit mir tragen . . .

Mich quält die Dual der Welt. Besonders da, wo sie stumm getragen wird, wo sie — die sich doch bannen ließe — hingenommen wird, als wäre sie ein elementares Etwas, gegen das man sich nicht empören kann, ein Etwas, unter dem man leiden muß, ohne zu fragen, woher es kommt, noch wohin es führt.

Doch das darf nicht so fortgehen: zuerst erkennen, dann erdroffeln! Dem Feind ins Auge schauen, ihm den Handschuh hinwerfen und ihm trotzig sagen: Schach!

Eine Zeitlang will ich keine Menschen sehen. Erst bis ich ihnen allen gesagt habe, was ich an ihrer Mehrzahl so schlecht, so schal, so thöricht und mitunter so entrüstend finde; erst bis ich mich ihnen auch selber bloßgelegt habe, damit sie wissen, was ich eigentlich bin und will, werde ich mich wieder unter sie mischen, d. h. also, bis ich dieses Buch beendet habe.

Dann kann ich wieder vor Excellenzen und Majestäten hintreten und ihnen die gesellschaftlich zukommende Ehrerbietung erweisen, ohne daß sie berechtigt sein werden, zu glauben, ich läge vor dem Nimbus ihrer politischen Weisheit oder vor dem Glanz ihrer Krone im Staube; dann werde ich auch bei dem Manne aus dem Volke eine Arbeit bestellen können und mit ihm reden, ohne daß er glaube, ich sei im Wahn, ein höheres Wesen vorzustellen, ein Wesen, das für seine Anschauungen und seine berechtigten Forderungen an das Leben keinerlei Verständnis hat. Den Frauen werde ich mich wieder nahen können, ohne daß sie mich verdächtigen, ein Liebesfrevler zu sein, der da glaubt, er habe das Recht und die Macht, mit ihren Herzen zu spielen. Ich werde wieder dabei sitzen können,

wenn hohlköpfige Lebemänner ihren genußfatten Zargon näseln, oder unwissende Mannegießer ihre politischen Philistriaden docieren, und werde ihnen nicht mehr auseinanderzusetzen brauchen, wie und warum ich sie verachte — sie können es ja in diesen Blättern lesen. Bis nun, wenn einer mit ungeheurem Selbstbewußtsein mir eine Tirade vordekklamierte, gegen deren Inhalt „Götter selbst vergebens“ gekämpft hätten, da mußte ihn mein Schweigen glauben machen, er habe mich überführt oder doch geblendet; dann aber werde ich ohne weitere Geistesanstrengung sagen können: „Nein, Verehrtester, das ist nicht so; Sie können die Meinung, die ich von Ihnen und Ihren Ausführungen hege, ausführlich auf Seite so und so viel meines Werckens nachlesen.“



II.



üßen will ich auch durch meine Arbeit: dem Elend und dem Jammer steuern.

Oh, ich höre hier wohl den kurzsichtigen Einwand:

„Sie haben eine schwere Menge Geld, mein Prinz; so gehen Sie doch lieber hin und lindern Sie das Elend. Statt sich Paläste zu bauen und sich an einen Monumental-Arbeits-tisch mit Malachit-Schreibgarnitur zu setzen, um wahrscheinlich ungelesen bleibende Reformpläne auszuheften und über die Schlechtigkeit und (selbst ein raffinierter Egoist dabei) über den Egoismus der Deute zu klagen, gehen Sie doch hin und bauen Sie Arbeiterheime, beteiligen Sie sich an wohlthätigen Unternehmungen; geben Sie das Beispiel mäßiger, bescheidener Lebensführung, verwenden Sie Ihren Reichtum für andere, nicht für sich.“

Gewiß, das wäre recht schön, und ich könnte, sollte es vielleicht nebenbei so thun, wie Sie mir da sagen, **geehrter Herr Mörgler** — aus der Familie derer, die, wenn einer etwas thut oder leistet, nicht diese Leistung an sich selber prüfen, sondern immer mit der Frage dazwischenfahren, warum man denn nicht lieber etwas anderes thut.

Aber der Fortschritt der Welt, mein lieber Herr Rörgler, besteht nicht in der Vinderung der einzelnen Unglückslagen, die eine Folge herrschender Roheit, Unvernunft und Ungerechtigkeit sind, sondern in der Abnahme dieser drei Dinge.

Da steht mitten in unserer Gesellschaft ein Ungetüm, das die Peitsche schwingt; rechts und links brechen die Opfer unter den Hieben wehklagend zusammen. Thue ich nun wirklich besser, wenn ich einigen dieser Opfer Balsam auf die blutigen Striemen lege, oder wenn ich hingehe — und viele Gleichgesinnte mir nach —, um dem Ungetüm die Peitsche zu entwenden?“

„Dazu reicht meine Kraft nicht?“ Ich weiß es. Aber ebensowenig reicht ja meine pekuniäre Kraft — und wäre ich tausendmal reicher —, um allen, die an Mangel leiden, fühlbar zu helfen. Und das Quentchen Kraft, das ich habe, ich will es zur Bekämpfung der Ursachen und nicht der einzelnen Wirkungen des Uebels ausnützen.

Doch ich brauche mein Thun weder zu erklären, noch zu entschuldigen, noch zu rühmen — ich thue, was ich muß.

Wie gering die Wirkung eines Buches in den meisten Fällen ist: auch das braucht man mir nicht erst zu sagen. Heutigentags geringer denn je; in dem tosenden Lärm unserer dampf- und elektrizitätsgetriebenen Gegenwart: wer hat da zum Lesen und Meditieren eines dicken Bandes noch Zeit? Wie soll es bei den sich überstürzenden Ereignissen der Tagesgeschichte, die so aufregend alle Blätter und Gespräche füllen, sich noch genügende Aufmerksamkeit erzwingen, um nachhaltigen Einfluß zu üben? Es erscheinen Bücher — in dem Wust der guten und halbguten, der schlechten und ganz schlechten —, die wahrlich herrlich sind, so der kondensierten Weisheit voll, so klar, beredt, so tief die Probleme des Lebens erfassend und auf deren Lösung deutend, daß man — wenn man das Buch

ausgelesen — mit Entzücken ausruft: „Nun endlich — jetzt wurde es gesagt . . . die Wahrheit ist erkannt, wir sind den Jammer los!“ Der Jammer aber dauert fort. Da mag ein Tolstoi sein, ‚Das Reich Gottes ist in Euch‘ der Welt geschenkt haben — das Reich des Satans blüht üppig weiter; Bruno Wille mag uns in die ‚Philosophie des reinen Mittels‘ einweihen — das hindert die Herrschaft des unreinen Mittels nicht; Moricom mag uns ‚die Kämpfe der menschlichen Gesellschaften‘ und in einem anderen Bande deren ‚Vergeudungen‘ wissenschaftlich unumstößlich klargelegt haben — was verschlägt’s? Nach wie vor wird blind gekämpft und rasend vergeudet.

Wie viele mag es noch an wunderbaren Büchern geben, die mir nicht in die Hände gefallen, gerade so wie die eben genannten millionenfach ungelesen blieben? Und wie groß ist die Chance, daß das Buch, das man selber schreibt, an sich schwach und mißlungen sein wird, oder selbst, wenn es vielfach gelesen würde, der inneren Wirkungskraft ermangelt? . . .

Sollten solche, halb der Bescheidenheit, halb der Trägheit entsprungene Erwägungen die Leute hindern, ihr Denken und Fühlen in eine feste Ausdrucksform zu modeln? Wohl, die Unzulänglichen — und mag auch ich darunter sein — machen ihre Arbeit vergebens; und auch solche, denen ihr Werk gelingt, erreichen damit mitunter nur verschwindende, unsichtbar bleibende Wirkungen; doch diese Erkenntnis kann auch schaden indem sie von der Ausführung zurückhält. Man muß entweder mit dem naiven Glauben vorwärtstürmen, daß man so Kräftiges und Wahrheitsleuchtendes zu sagen hat, um dadurch den angekannten Irrtum mit einem Schlage umzustürzen, oder man muß, wenn man schon die Ohnmacht der Einzelnen erkannt hat, sich zu der weiteren Erkenntnis aufschwingen, daß die ‚unendlich Kleinen‘ es sind, die überall das Große vollbringen. Korallen-

riffe würden nimmer sich aus dem Meeresgrund erheben, wenn die einzelnen Korallen im Bewußtsein ihrer Nichtigkeit und Schwäche ihre Arbeit aufgäben; alte Felsen und Türme würden ewig ragen, wenn die zerfetzenden Elemente, weil ihrer tausende und durch tausend Jahre arbeiten müssen, das Zerfetzen überhaupt bleiben ließen.

Nochmals: ich brauche mein Thun nicht zu erklären und nicht zu rechtfertigen — ich thue, was ich muß.





III.

Ua, mich lockt der Genuß — ich gestehe es. Glücklicherweise
wollt ich sein und fröhlich über die Maßen — neue
Wonnen kennen lernen, vom Rausch der Begeisterung
erfaßt werden und frohlocken, aufschreien können vor Ent-
zücken . . . Doch dazu muß man entweder ein Kind sein, oder
rasend verliebt oder vielleicht ein begnadeter Künstler in der
Stunde sieghaften Schaffens.

Die Genüsse aber und Freuden, die mir offen stehen, wenn
ich, statt hier in stiller Arbeitsklausen zu bleiben, hinaus in die
Welt und unter meinesgleichen gehe — die vermag ich
nicht als Freuden zu empfinden.

Es hat sich für Menschen meines Standes und Vermögens
in letzter Zeit ein **Fronddienst des Vergnügens**
herausgebildet, der furchtbar anstrengend und öde ist: Stall
und Coulissen, Zugustrain und Jacht, Lawntennis und Tauben-
schießen, Wettrennen und Hazardspiel, Hofbälle und Minister-
raouts; dabei überall dieselben endlosen champagnerbegoffenen
Massenfütterungen; dieselben Gespräche, wo auf Meilen und
Meilen Sandes nur eine kasterbreite Dase auftaucht . . . Nein,
dem zu entsagen, fühle ich wahrlich nicht als Entbehrung
sondern als süße Last.

Bliebe freilich noch Theilnahme am öffentlichen Leben, die Ausfüllung irgend eines angesehenen Amtes mit steigender Carriere zum Minister, zum General, zum Statthalter hinauf... Daß mir, und warum mir solches unmöglich ist, das wird aus diesen Blättern wohl klar hervorgehen; gehören doch zu den Qualen, denen mein 'Schach' gilt, auch die Qualen, welche — leidend und handelnd — jenen Funktionen anhaften. Jeder Mensch stellt sich wohl irgend einen Beruf als einen solchen vor, in welchem er streifen müßte: der eine wollte um alles in der Welt nicht Henker, jener nicht Seefahrer, jener nicht Gaukler sein — ich für mein Theil mag nicht Sklavenaufseher sein. Und darum streifte ich im Gedanken gegen jeden Posten, dem die Macht — mehr noch, dem die Aufgabe innewohnt, Zwang und Herrschaft auszuüben, der einem die Peitsche — sei's nun in Gestalt eines Papiermessers oder eines Marschallstabs — in die Hand drückt nebst der Verpflichtung, sie zu schwingen.



IV.

ch will nicht langweilig schreiben — nicht im Abhandlungsstil, nicht nach vorgezeichnetem Plan. Namentlich mich will ich nicht langweilen und anstrengen bei dieser Arbeit. Die bekämpfte Gesamtqual der Welt soll nicht durch ein Stückchen Selbstqual bereichert werden. Und eine solche wäre es, wenn ich in der halb wilden, halb kultivierten Landschaft meiner Ideenwelt, wo es Steine und Gerölle giebt und rauschende Wasser und blumige Lauben und was sonst noch alles auf einer weiten Strecke Erde vorkommen mag, — wenn ich, statt frei mich in dieser Gegend zu bewegen, zuerst bei allen Blumen, dann bei allen Bauten, dann bei allen Felsenhöhlen kapitelweise verbleiben müßte. Nein, du heilige Mannigfaltigkeit der Natur, die du nirgends der systemisierten und spezialisierten Schachtel- und Registerordnung dich fügst, nach deiner Methode — die **ohne Methode** ist — will ich vorgehen. Alles Leben besteht aus dem parallelen Wirken von tausenderlei Verschiedenartigem. Das Zerteilen in zertrennte Häufchen Gleichartiges — dabei geht dem Lebendigen all seine Fähigkeit, zu wachsen, verloren — das bringt es einfach um.

Ein Beispiel: die menschliche Sprache; zerlegt man sie

— alle Hauptwörter auf einen Haufen, alle Zeitwörter auf einen anderen; die Regeln über die Endungen des Artikels im ersten Abschnitt und die Anwendung der Ausrufungsworte im letzten — das ergibt jene papierne Institution, nach welcher es bekanntlich unmöglich ist, eine fremde Sprache sprechen zu lernen. Die Sprache, dieses herrliche, lebende, pulsierende, bewegliche Gebilde, wird da zum zerlegten Leichnam, von welchem der fleißige Anatomieschüler sämtliche Nerven in eine Reihe und sämtliche Knochen in eine andere auf den Seciertisch ordnet . . .

So werde ich hier nicht vorgehen. Keine eingetheilten und eingezirkelten Kategorien; ohne pedantische — —

Nun ja, ich weiß schon, wie man mir da ins Wort fallen könnte: ohne strenge Umgrenzung, ohne methodischen Aufbau, ohne befolgte Regel giebt es kein richtiges Kunstwerk. Aber habe ich etwa gesagt, daß ich ein Künstler bin — habe ich versprochen, ein gelehrtes oder virtuosos Buch zu schaffen? Nein, nur aussprechen will und muß ich, was an Schmerz und an Staunen, an Entrüstung und Entzückung, an Zweifeln und Hoffnungen, an Born und Sehnsucht in meinem Innern gärt . . . ein Schrei ist's, ein geschriebener, der sich der gepressten Brust entringen will.

Wenn nur einmal alle, die in die Dual der Welt einen schauernden Einblick genommen haben, sich nicht — da, wo es andere trifft — stumm abwendeten, oder da, wo sie's an sich selbst erfahren, duldbend schwiegen, sondern laut hinausriefen, was sie bewegt, wieviel der Dual wäre da schon weggeschrien und wieviel des heißersehnten Glückes schon herbeigerufen!



V.

Die Einsamkeit hab ich über mich verhängt — fast Einzelhaft könnte man's nennen. Nicht etwa, wie es andere geistige Arbeiter zu thun pflegen, um viel Zeit für ihre Beschäftigung zu gewinnen, um ungestörte Stunden bei ihren Büchern und Notizen und Quellenmaterial sitzen zu können. Nein, das ist es nicht. Zwei oder drei Stunden täglich, durch zwei oder drei Monate: das würde mir vollauf genügen, um aufzuschreiben, was in meinem Geiste nach Ausdruck drängt — Studien und Beihelfe brauche ich gar keine dabei. Die Zerstreuung fliehen, um der nötigen Konzentration nicht beraubt zu werden? Das träfe schon eher zu; obwohl all die landläufigen Zerstreuungen, wie Theater, Besuche, Ausflüge u. s. w., mich nicht hindern würden, sobald ich mich beim Arbeitstische niederlasse, wieder von den Gedanken und Gefühlen, die sich so dicht in meinem Innern angesammelt haben, mit gleicher Intensität erfüllt zu sein.

Aber einem muß ich aus dem Wege gehen: der Möglichkeit, mich zu verlieben. Geschähe mir dies, dann wäre es allerdings mit der Fähigkeit vorbei, den Schmerz und den Jubel der Welt mitzuempfinden, denn die Liebe ist selber eine Welt. Wer dahinein gerät, dem zerrinnt das Universum in Dunst. Kann es denn einem leidenschaftlich Verliebten überhaupt noch etwas geben, das ihm wichtig schiene, neben der

Frage: Liebt sie dich? wird sie dein? Ueber welches allgemeine Unglück könnte einer Leid empfinden, über welche allgemeine Ungerechtigkeit Zorn, über welches allgemeine Verbrechen Entzückung, wenn ihm eben die Stunde des ersten Stellbichens winkt? Heute sind mir Herz und Sinne unbefangen; so muß ich mich erhalten bis zu der Stunde, wo das Werk vollbracht sein wird, in das ich ja mein ganzes Herz zu legen gewillt bin.

Heilige Einsamkeit! . . . Ich verstehe es nun, warum die Gottsucher aller Zeiten die Welt gelassen, warum es jene, die der **„Stimme der Stille“** lauschen wollten, in die Mönchsklöster und in die Wüste zog. Es ist ja eine gar so leise Stimme — eine so undeutlich flüsternde — die Stimme des Gottes in der eigenen Brust. Jeder Außenlärm übertönt sie: das Wagengerassel, der Zeitungsausrufer, das Geschäftsgewimmel, das Marktgetriebe, der Festjubiläum, der Leierkasten, das Salongeschnatter, das Fabrikgepolter, der Familientratsch. Alles dies ersticht jenes Rauschen im eigenen Seelen Grunde und das ferne Rauschen vom ungekannten und doch geahnten Urquell alles Seins.

Sin und wieder, auch mitten im Wirbellärm der Außenwelt, vernimmt man ein Echo davon; doch kaum will man hinzuhören, ist's verhallt. Darum, heilige Einsamkeit, nur du bringst das Aufschließen neuer Gedankenkeime und das Aufdämmern sonst umnebelter Frührotstrahlen neuer Erkenntnis — nur du bringst die Ekstase. Religiöse Verückung, d. h. die Zwiegespräche mit Gott, diese seligste Hochstimmung des Geistes, empfunden von der betenden Nonne, vom schaffenden Künstler und vom weltmysteriumserforschenden Denker, die kann nur in abgeschlossener Klause erglühen.



VI.

Gott ... Wer dieses Wort gebraucht, muß, um nicht mißverstanden zu werden, gleich feststellen, was er darunter meint — denn fast jeder meint etwas anderes.

Ich verstehe darunter nur — ich hab ihn schon einmal in diesen Blättern so genannt — den Gott in der Menschenbrust. Von einem anderen weiß ich ja nichts, und weißt du nichts, wer du immer seist; denn zu glauben, was Menschen uns darüber sagten und schrieben, ist ja nicht Gottesglaube, sondern Menschenglaube. Wenn es einen **Gott oder Götter** giebt, so sind sie uns fern und ungekannt, wie etwa einem zwischen den Blättern eines Buches lebenden Insektchen der Verfasser des Buches unbekannt ist. Aber in unserem Innern, da loht ein Funke der Urflamme, an welcher alle Sonnen des Universums sich entzündet haben, da tönt — kaum hörbar — ein Widerhall der Urstimme, welche das noch immer fortschwingende „Es werde!“ sprach — und das ist der Gott, der sich uns offenbart. Der Funke, wenn angefaßt, erhellt unseren Geist als Wahrheitslicht, oder erwärmt unser Herz als Liebe; der Widerhall — so leise und schwach er auch ist — befiehlt doch deutlich: „Sei gut!“

Aber über die Thoren! Das Gebot überhören sie und haben daraus ein Gebet gemacht. Statt selber „gut“ — d. h. barmherzig und mild und verzeihend zu sein, erslehen sie dies von einem Gott, den sie über die Wolken versetzen. Ihm sprechen sie alle Vollkommenheit zu, aber trachten nicht für sich selber danach — im Gegentheil, sie brüsten sich demütig ihrer Schwäche, ihrer Sündhaftigkeit, ihrer Unfähigkeit, das Ideal der Tugend zu erreichen; zu ihm lassen sie Blutäulen der Liebe aufsteigen, die im weiten Raum erstarren und die für hienieden verloren sind. Nach dort hinauf haben sie die Hoffnung auf Glück, die Anwartschaft auf Seligkeit, die Herrschaft absoluter Güte gewiesen, während sie für hienieden das Unglücklichsein, das Entbehren als verdienstlich, mehr noch: — als heilig preisen. Tugend und Freude sollten aber zusammengehören, und weil man diese Zusammengehörigkeit auch fühlt, hat man den „Himmel“ damit versehen: dort dürfen die Bezeichnung „selig, allerseeligst“ jene als Ehrentitel tragen, die auf Erden aus ihren von sieben Schwertern durchbohrten Herzen bluten mußten. Nur im Himmel sollen die Gerechten jubeln und frohlocken; hier aber, o ihr Thoren und nochmals Thoren! habt ihr aus den drei Begriffen: Tugend, Pflicht und Andacht die Freude verbannt: eure Tugend darbt und weint; eure Pflicht trägt das Joch oder schwingt die Keule; eure Andacht schlägt sich auf die Brust, zittert vor angedrohtem Strafgericht und schwelgt in Vermuthselchen und Todesgrauen.

Daß es aber eine Seligkeit geben kann, nämlich ein vor jedem Leid, jedem Irrtum, jeder Vergewaltigung, jeder Niedrigkeit gefeiertes Leben, ein Leben, in dem jeder Atemzug Genuß ist — aber nur für die Gerechten —, daß es solches Leben nicht nur geben kann, sondern geben muß, wenn anders Vernunft und Allmacht den Weltenplan entworfen haben, das habt ihr doch verstanden und maltet danach eure Paradiese aus . . .

Wann, wann werdet ihr endlich beginnen, euer Erdenheim nach diesem Plane auszustatten? Wann die Tugend, die ihr als göttliches und seligkeitsverbürgendes Ideal erkannt habt, zur Richtschnur eures Handelns machen, wann die Daseins=wonne, die ihr den Göttern und Geistern gönnt, auch euch gegenseitig gönnen? Wann die Hölle bezwingen — d. h. die Dualen und Martern aufheben, mit denen ihr euch selber verfolgt?

Wann? wann? — Bis die Vernunft, dieses so langsam sich entwickelnde Phänomen, zu voller Entfaltung und Verbreitung gelangt, bis das Licht des Wissens, das bisher nur auf manchen einsamen Höhen leuchtet — oder vielmehr glimmt —, zu bisher noch ungeahnter Kraft anwächst und in alle Tiefen und Winkel bringt; bis aus den neu auftauchenden Begriffen wieder neue hervornachsen, bis die schlummernden Göttlichkeitstriebe zum Bewußtsein erwachen, bis wir uns aus der heutigen Sammermenschlichkeit ebenso weit emporgerungen haben, als wir aus der ursprünglichen Wildheit bis zu unserem gegenwärtigen Zustande aufgestiegen sind. Bis die Finsternis verschucht ist, die noch unseren Geist umnachtet, bis die Noheit und bis die Bosheit ausgerottet ist, die noch — ein Attribut halb überwundener Tierheit — in so vielen unserer Zeitgenossen wohnt.

Das klingt ja — was ich da eben niedergeschrieben — wie das schon ziemlich banal gewordene Credo der Entwicklungs=Optimisten: ‚So wird denn immer alles besser werden‘ ‚Das Niveau der allgemeinen Bildung wird unablässig steigen‘ . . . ‚Durch neue Entdeckungen und Erfindungen werden Zustände eintreten, die sich immer mehr der Vollkommenheit nähern und die Erde zu einem Paradiese umgestalten müssen, neue Begriffe werden erstehen, eine ganz umgewandelte Welt wird auch umgewandelte Menschen züchten‘ und dergleichen mehr.

Aber dabei beruhige ich mich nicht. Was in der heutigen Welt meinen Schmerz und meinen Zorn aufwühlt, das bedarf keiner, einer zukünftigen Entwicklung vorbehaltener Kenntnisse und Ideen, um weggesetzt werden zu können. Das wäre schon augenblicklich, kraft der vorhandenen Einsicht, zum Fallen reif; was in der heutigen Welt an Glück und Schönheit und Lebensadel mangelt, das wäre nicht erst durch neu zu entstehende Bezüge und Bedingungen zu erreichen, sondern könnte aus dem Vorrat der schon angesammelten Weisheits-, Kunst- und Moralschätze geschöpft werden. Denn jene großen Entdeckungen, jene umwälzenden Theorien, welche einem Zeitalter ganz veränderte Richtung zu geben vermögen, wie einst die Entdeckung des Feuers, der Buchdruckerkunst, des amerikanischen Kontinents, der Umdrehung der Erde —: solche Entdeckungen sind auch in unseren Tagen wieder gemacht, nur müssen sie erst an das Licht der allgemeinen Erkenntnis gezogen werden, nur ihre Konsequenzen muß man auszudenken wagen, und den Anbruch einer neuen Kulturepoche könnten wir dann noch alle erleben. Die Eroberung der Wundermacht Elektrizität, die Entdeckung des Evolutionsgesetzes, die Einsicht, daß dieses Gesetz gleich ehern und gleich vervollkommnungsbürgend dem socialen Leben zu Grunde liegt: diese drei werden und müssen unsere Welt verwandeln. Solche Wandlung ist die heiße Sehnsucht, ist das mitunter tappende und instinktive, mitunter auch zielbewußte Streben der Zeit, und was sich ihr entgegenstemmt, das bildet unsern Alp, unsere Gefahr, unsere Qual . . .

Nein, bei Zukunftsvertröstungen beruhige ich mich nicht. Es giebt keine anderen Zukunftsergebnisse, als die Ergebnisse irgend einer Gegenwartsanstrengung. Jetzt — jetzt muß sie abgeschüttelt werden, die Qual . . . Nur die Ungeduldrigen, nur diejenigen, die die ‚Unerträglichkeit‘ empfinden, die schütteln und rütteln, die sprengen die Hüllen und brechen die Fesseln.

Nur weil das Bessere und Glücklichere schon in unserem Geiste sich abzeichnet, weil es schon zu den Möglichkeiten gehört — es lechzt doch niemand danach, den Mond in die Tasche zu stecken — —, darum fühlt man die Last des gegenwärtig Schlechten und Unglücklichen. Weil die Widersprüche schon zu schreiend sind zwischen der bereits erlangten Erkenntnis und den bestehenden, auf alter Unkenntnis fußenden Einrichtungen, und weil der Unterschied zu groß ist zwischen den Gesinnungen, die geheuchelt, und jenen, die ausgeübt werden, darum bei einzelnen, bei vielen — bald bei allen — dieser Durst nach Uebereinstimmung. Man hält's ja nicht lange aus auf diesem (die Musikalischen werden diesen Vergleich verstehen), auf diesem Septimenaccord — jede Faser zuckt nach der Tonika.



VII.

Gott, Religion. Bei diesen Worten, die mir da unter die Feder gekommen, muß ich ein wenig noch verweilen.

Ueber dieses Thema — im Zusammenhang mit Dual und Glück — habe ich zu viel auf dem Herzen, als daß ich's nur so flüchtig streifen könnte.

Und auseinandersetzen möchte ich mich darüber mit allen Tiefgläubigen und allen entschieden Ungläubigen, die diese Blätter lesen. Sowohl die Dogmatiker, die sich entsetzen, wenn man den Namen Gottes eitel nennt, oder ihn nicht genau nach ihrem Credo nennt, als die Atheisten, die es stört, wenn man ihn überhaupt nennt, lade ich ein, das Folgende anzuhören; sie sollen nicht weiter lesen, ohne zu wissen, mit wem sie es zu thun haben.

Alles Leben auf Erden ist **das Werk der Sonne.** Wärme und Licht, Farbe und Feuer, Blüten und Frucht: all das schenkt uns mit seinen Strahlengarben der Riesenglutball, den unser winziges Heimatskügeln umkreist. Aber hinaufsehen können wir in die Sonne nicht, ohne zu erblinden; ihre Größe uns vorzustellen — dazu reicht unsere Geistes- und Einbildungskraft nicht aus; dahin gelangen könnten wir in alle

Ewigkeit nicht — in ihren flammenwälzenden Schläunden leben: das wäre uns schon gar unmöglich . . .

Außerhalb, weit außerhalb von unserem atembaren Erdfreis — und wahrlich nicht für uns, nicht uns zuliebe, sondern, uns ganz unbekannten Gesetzen folgend, sprüht und kocht und lodert es in ihrem Innern; — weit außerhalb von unserer Sphäre liegt die Quelle alles unseren natürlichen Seins. Wenn es keine Sonne gäbe, so gäbe es hienieden keinen leuchtenden Funken, keinen keimenden Grassalm, kein pochendes Herz. Ohne jene Centrakraft keine Kräfte, ohne jenen Lichtherd keinen Schimmer.

Wenn mich nun einer fragt:

Betest du zur Sonne? — Nein.

Kennst und verstehst du die Sonne? — Nein.

Liebst du die Sonne, wähnst du dich von ihr geliebt? —
Nein.

Und fürchtest du die Sonne? — Nein.

So glaubst du nicht — — Ja, ich glaube an die Sonne.

Und ebenso:

Neben der Reihe materieller Erscheinungen, die uns umgeben, giebt es eine ganze Reihe geistiger Phänomene: Bewußtsein, Verstand, Freude, Trauer, Begeisterung, Liebe, Pflichtbegriff... Auch dafür muß es außerhalb, weit außerhalb unseres Erdfreises eine Quelle geben, ein bewußtes Leben — so flammend intensiv —, ein Riesengeist — so unermesslich umfassend —, die sich zu dem in unserer Mitte regenden geistigen Bewußtsein verhalten, wie die Blut und Größe des Sonnenballs zu den Dingen, die unter ihren uns entsendeten, durch die Zwanzig-Millionen-Meilenreise so stark abgekühlten Strahlen hienieden erstehen. Und wenn man mich nun fragt:

Kennst du diesen Urgeist? — Nein.

Bittest und flehest du zu ihm? — Nein.

Liebt er dich? — Nein.

So glaubst du nicht — — Ja, ich glaube an Gott.

Wie allen Gottesgläubigen, so sind auch mir die Gottesleugner ein Aergerniß. Ich sehe in ihnen die Gefahr der Welt, denn mit ihren Zweifeln lähmen und hindern sie die Gottverehrung des Menschen.

Aber nicht euch meine ich, ihr philosophischen Atheisten, die ihr auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis das Vorhandensein eines geoffenbarten, in die Naturereignisse und in unsere Schicksale willkürlich eingreifenden Gottes in Abrede stellt, denn da bin ich mit euch einig; sondern diejenigen meine ich, welche — nachdem sie mit dem Buchstabenglauben der verschiedenen Konfessionen gebrochen haben — von jener Göttlichkeit nichts wissen wollen, die — ein millionenfach geschwächter Abglanz des göttlichen Urlichts — in unserer Seele flackert und die, wenn wir sie nur nähren und ansachten, zu immer schönerer und beglückenderer Helle aufblumen könnte. Die Leute meine ich, die, weil ihnen hinter den Wolken kein Gottvater mehr thront, und weil die Ideale von Güte, Milde, Weisheit, Heiligkeit und Seligkeit, mit welchen der Menscheng Geist den Himmel ausgestattet hat, für sie, die an keinen Himmel glauben, nun heimatlos geworden sind, diese Ideale selber leugnen, und von unaussrottbarer Bosheit, Dummheit und Verworfenheit unseres Geschlechtes, von der blinden Unerbittlichkeit der Natur, von der toten Seelenlosigkeit des Weltalls zu erzählen wissen. 'Schlecht sind die Menschen, roh und schonungslos sind die Menschen.' Nur der kann voraussetzen, mit diesem Ausspruch eine Wahrheit verkündet zu haben, der sich selber als schlecht, als jedes Aufschwunges unfähig fühlt, denn die Möglichkeit, daß die anderen nicht besser seien, als er, die liegt ihm vor. Wer aber im eigenen Herzen die Wärme der Güte fühlt, wer sich be-

mußt ist, die Schwingen des Geistes (ob er auch ermattet niederfiel) zu Höhenflügen geregt zu haben, der weiß schon, daß jener Satz falsch ist. ‚Die Menschen sind schlecht‘, ist schon keine allgemeine Wahrheit mehr, wenn sie nicht auch auf den Sprecher zutrifft. ‚Die Welt ist finster‘, das kann nur ein Maulwurf mit Ueberzeugung sagen — ein Leuchtkäferchen dürfte solches nicht mehr behaupten.

Sa — schlimm ist, wer den Gott leugnet, der in unserer Brust lebt, wer jenen Offenbarungen verschlossen ist, die in den Augenblicken der Rührung, des Entzückens, der hingebenden Liebe, der Schönheitsbegeisterung, des Tugenddranges — der Schmerzensweihe und des Freudenjubels uns über uns selbst erheben.

Auch das sind Offenbarungen.



VIII.

Der Weg zum Glück . . . er muß gefunden und er muß endlich gewandelt werden. Und nicht über dem Unweg des Unglücks gelangt man dahin, wie die Unvernunft bisher geglaubt. Sonnig und blumig und eben muß die Straße sein, die zum Allziel des Lebens: Seligkeit führt. Aber während vielleicht in anderen Welten — vielleicht Götter schon diese Straße gehen, wird hier von uns irrenden, dem dumpfen Unverstand der Tierheit noch kaum entrungenen Menschenkindern, obwohl wir auch schon den Zielpunkt ahnen, die entgegengesetzte Straße — die finstere, dornige, steile — von Entsagung und Opfer, von Selbstkasteiung und Nächstenpeinigung eingeschlagen.

Es waren doch **zwei so sichere Wegweiser** uns gegeben: die Freude und der Schmerz: die Freude, die uns jubelnd zuruft: „Dorthin, dorthin!“ und der Schmerz, der uns weinend warnt: „Nur hier nicht, nur hier nicht!“

Aber in verrückter Thorheit — oder ist es rührende Thorheit? — haben sich die Menschen ein Pflicht- und Tugendideal erfonnen, das jede Lust und jeden Genuß verpönt und verdächtigt, jede Mühsal, jedes Leid verherrlicht, tausend Opfer aufzwingt, tausend Dualen verursacht. Da martern die Guten

sich selber und predigen den Mitguten, es auch so zu thun, was doch dasselbe Resultat ergiebt, als würden sie alle von Bösen gemartert. Warum predigt man denn zu einer Gemeinde von zehn Andächtigen, es solle jeder für das Glück der anderen neun auf das eigene verzichten? Und wenn dies nun alle zehn thun, wo bleiben dann diejenigen, welchen der Verzicht zu gute käme? Da steht eine Schüssel, auf der zehn schöne Äpfel liegen. Von ihrem Lehrer angeführt, kommen zehn Kinder daran vorbei. Jedes streckt die Hand nach einem Apfel aus. Aber jedem einzelnen sagt der Lehrer eindringlich: 'Bezwinge deine Gier; laß deinen Apfel in der Schüssel — dadurch bekommt ein anderer deren zwei — dies Opfer wäre tugendhaft und soll dir durch eine gute Note gelohnt werden.' Seufzend, aber stolz auf ihre Opferkraft verzichten alle nacheinander. Wer hat dadurch nur einen Apfel mehr? Höchstens bleiben — wenn er schlau ist, deren zehn dem Lehrer.

Ein freiwillig geleistetes und für einen sicheren Zweck geleistetes Opfer ist schön, ohne Zweifel. Ein gefordertes aber ist grausam. Weil es schön ist, glaubt man sich berechtigt, es zu predigen; man vergißt, daß Predigen eine Form der Forderung ist und daher — in diesem Falle grausam.

Es giebt eine Abstraktion (furchtbar gefährliche und täuschende Dinger, diese Abstraktionen), welche 'Gemeinwohl' heißt. Für dieses wird gemeiniglich das Aufgeben des Einzelwohles verlangt. Ein verhängnisvoller Rechenfehler: das Leid von tausend Einzelnen kann unmöglich das Wohl einer aus Tausend bestehenden Gesamtheit abgeben. 'Opfert euern letzten Pfennig, euern letzten Tropfen Blut für das Volk, für die Nation.' Wo ist dann diese sich wohlfühlende Nation, wenn die eine Hälfte tot, die andere ruiniert ist? Wo? — In den Wolken — oder in den Effectphrasen der Schul-, Kanzel-, Tisch- und sonstigen Festreden.

Barmherzigkeit! . . .

Ach, daß sie zur Leidenschaft würde! Daß sie einen Schrei fände, so wie der Zorn, wie der Jubel, wie die Angst. Ueber das Wort und über das Gefühl hinaus eine Ekstase des schluchzenden Erbarmens.

„Barmherziger Himmel, barmherziger Gott!“ — wie oft führt ihr diesen Ausruf im Munde, **ihr Unbarmherzigen!** Ja, tief in der Seele ruht das Bewußtsein, daß eine Welt ohne Erbarmen eine Unwelt wäre, daß ein Gott nicht gedacht, nicht geliebt werden könnte, der nicht die höchste Barmherzigkeit wäre.

Aber wieder ward es aus dem eigenen Innern hinweggebannt, dieses dunkel geahnte Gesetz, um hinter die blaue Himmelskuppel interniert zu werden; und Grausamkeit und Härte und steinkalte Gleichgültigkeit laßt ihr in eurer Mitte walten: blutend, weinend, hungernd, zitternd, gepeinigt ist unter euch und durch euch Mensch und Tier — daß Gott erbarm’!

Nein, nein. Erbarmt euch selber! Wer dies thut, dem blutet das Herz für fremdes Leid. Und das kann eines Gottes Sache nicht sein. Das liegt außer dem Bereich des Allseligen und Allmächtigen. Das Leid, das ihn zum Erbarmen brächte, das müßte seine Seligkeit zerstören, und seine Allmacht hätte ihm vorgebeugt.

Einen Gott soll es geben, das fühlen wir alle und seit jeher, wo für jeden Bedrängten Rettung, für jede Sünde Vergebung zu erlangen ist. Doch auch diesen Gott hat man uns nach dem Jenseits versetzt. Alles, was da schön und köstlich und milde und groß — mit einem Wort: was göttlich ist (aber menschengöttlich, da ja Menschen es zu denken und zu fassen fähig sind), das wird einer überirdischen Instanz zugewiesen. „Gott verzeihe dir und nehme dich in seinen Himmel

auf, sagt man zum Verurtheilten und schlägt ihm den Kopf ab; ,Gott schütze dich', ruft man dem Soldaten zu und zwingt ihn in den Kugelregen; ,Gott lohne es dir, Gott helfe dir, Gott segne dich . . .' Warum lohnt und helfet ihr nicht selber, warum legt ihr nicht selber lieblosend die Hand auf die Stirn, auf die ihr den Segen herabseht?

Dieses — und wo es aufrichtig ist, auch wirklich andächtige Anrufen eines lohnenden, helfenden, verzeihenden und liebenden Gottes ist immer wieder die Regung jener in der Menschenbrust ruhenden Göttlichkeit, es ist eine Pflichtermahnung. Doch leider, statt sie zu erfüllen, diese Pflicht, statt sie zu zahlen, diese Schuld, schreibt man sie auf das Kontobuch einer überirdischen Macht; die wird schon dafür sorgen, daß die nöthige hilfespendende Segenssumme flüssig werde.



IX.

Muß denn hienieden wirklich alles Verdenke inmitten langer Wehen sich zum Leben hervorarbeiten? Ich hatte mir meine selbst auferlegte Aufgabe leichter gedacht. Das übervolle Herz, so wähnte ich, wird seine Klagen in ununterbrochenem Strome ausschütten können; von den in stürzender Hast und Menge herandrängenden Gedanken wird der Geist durch sichtenden und ordnenden klaren Ausdruck sich befreien, und während der ganzen Arbeitszeit wird mich das herrliche Gefühl der Gewissensbefriedigung erfüllen . . .

So ist es aber nicht gekommen. Hundertmal habe ich die Feder sinken lassen. Wenn mich so gleichzeitig ganze Reihen von Bildern, von vagen, nach festeren Formen ringenden Begriffen überfielen, dann schob ich das weiße Blatt beiseite: ,ach es fehlt heute die Stimmung — lassen wir's auf morgen'. Und oft auch dieser andere Zweifel: es fehlt überhaupt an Kraft und Talent. Da trat manchmal die Versuchung heran, die Sache ganz liegen zu lassen. Damit schaffte ich mir aber keine Ruhe. Es muß sein. Ich habe etwas zu sagen. Was ich da begonnen habe: eine Anklage gegen den Schmerz, gegen den unnützen, den abwendbaren, durch bloße Thorheit unsere Welt verbitternden Schmerz, das darf man nicht unterbrechen.

Anders wird er ja nicht fortgeschafft, als durch den Prozeß, den die Einsicht gegen ihn führt. Freilich, wenn ich in diesen, vielleicht verschwindenden Buchseiten auch allen Jammer bloßlegte, von dem ich weiß, es wird wohl kaum mehr als ein winziges Partikelchen davon sein, das durch mein Wort ausgerottet wird — aber schwer würde auf meinem Gewissen jenes Partikelchen lasten, unter dem einige Mitgeschöpfe einst stöhnen müßten, wenn ich's nicht ausgerottet hätte, auszurotten versucht hätte.

Und, ach, wie mich das Leben lockte! . . . Hinaus, aus der Arbeitszelle, hinaus in die schönheits- und vergnügungsstrotzende Welt, die mir zu Gebote steht . . .

Aber doch wieder: nein. So viel Häßlichkeit, so viel Armut, so viel Dual habe ich zu durchschauen gelernt, daß mir diesekenntnis jedes Selbstergenießen vergällen würde, solange ich die Aufgabe nicht erfüllt, die ich mir gestellt habe und die mich im Banne hält, wie ein unausweichliches Pflichtgebot.

Ich stelle da übrigens keinen Ausnahmefall vor — brauche mich nicht etwa anzustaunen. Wie viele andere, im Besitze aller irdischen Güter: Rang, Reichtum, Jugend — haben dies alles unbeachtet gelassen, um ein Mönchs-, ein Nonnengelübde abzulegen und sich — nicht nur wie ich, auf ein Arbeitsjahr, sondern für ihr ganzes Leben — in sich selber zurückzuziehen, den Blick auf die Ewigkeit gerichtet. Die sprechen durch ihren Verzicht doch noch viel tiefere Verachtung für die Welt aus, als ich in zehn Bände voller Anschuldigungen niederlegen könnte.

Was übrigens meine Absicht gar nicht ist. Zu dem allerberächtlichsten, was die Welt enthält, scheinen mir die Gestalten der Alles-Verächter zu gehören — gerade so, wie die hassenswertesten die Hasser sind.

Biel — leider viel zu viel des Berächtlichen giebt es in unserer menschlichen Gesellschaft, gerade so wie es — im Reiche

des Sinnfälligen — ja viel Distelwerk und Rehrichthausen und Pfützen und Scherben und allerlei Unrat giebt. Was würde man aber zu einem Menschen sagen, der trotz aller Rosengärten und Säulentempel, trotz aller vorhandenen Sinfonien von Ton und Duft und Farbe behauptete, es gäbe allenthalben nur wüstes Gekreische, pestischen Qualm und widerliches Gerümpel? Man würde ihn einfach als verrückt erklären, diesen für alles Schöne blinden und tauben Schmähler; dagegen giebt sich sehr gern als Weiser aus und wird auch häufig als solcher angestaunt, wer da mit ‚skeptisch‘ überlegener Miene sagt: „Glauben Sie mir — die Menschen sind schlecht — und eine Kette von Leiden ist das Leben“.

Nein, nein: der Mensch ist gut — und glücksberechtigt und schönheitspflichtig ist er und ein Anwärter auf künftige Götlichkeit. Mit dieser Lehre wollte ich hinaustreten können. Oder vielmehr mit diesem Bekenntnis; denn Belehrung will ich nicht versuchen. Doch, um sich als Befenner des Menschenwerthes, als Verkünder eines zukommenden Himmelreichs auf Erden (‚Zukomme uns dein Reich‘ — täglich beten sie’s — wenn aber einer es herbeigeführt sehen will, wird er ein Thor gescholten) erklären zu dürfen, muß man zuvor gezeigt haben, daß man das Reich der Menschenniedertracht und des Erdenjammers erforscht hat. Der andere, der sich so weise dünkende Weltverächter, soll nicht glauben, daß man bis zu seiner Weisheit nicht vorge drungen ist, sondern sehen, daß man darüber hinaus gelangte. Nicht diesseits des einfältig ignorierten Dunkels liegt der Glanz, sondern jenseits davon. Die sich gescheiter Wahnenden glauben immer, daß man bis zu ihren Einwänden, bis zu ihren Erfahrungen nicht vorzudringen vermochte, sie wissen nicht, daß das bestrittene Objekt eine weite Strecke darüber hinaus liegt.

Die ‚Es ist so‘-Kaben, wenn sie noch so Wahres krächzen, können uns ‚Es wird‘-Schwalben nicht entmutigen. Die

Pessimisten unter den Sauriern und aus der Zeit, wo die vornehmsten Lebewesen dreireihige Gebisse hatten, durchschauten wohl auch die vermeintlich ewige Trostlosigkeit der Welt — und doch ist sie (nicht viel noch!) besser geworden: das Konto Schmerz und Noheit und Stupidität ist (nicht viel noch!) verringert. **Was ist Kultur?** Abwehr feindlicher, qualverursachender Außenmächte, Vereinigung zum Kampf gegen Leid, zur Schaffung von Sicherheit und Glück — mehr noch: von Seligkeit. Letzteres ist ja der ganze Sinn jenes Kulturfaktors, der Religion heißt: Himmelsucht! Oder auch so läßt sich der Begriff Kultur definieren: das Leben schützen, das Leben verschönern. Also Abwehr von Kälte, Sturm, Hunger, Krankheit, Raubgezucht (ob nun Schlange, Tiger oder feindlicher Mensch), Pflege von Spiel, Kunst, Wissen, Luxus; Verfeinerung der Sitte, Veredlung des Gemüths, Vertiefung des Verstandes — Mehrung alles Reichtums.

Wie rückständig aber heute die Kultur noch ist, das beweist die noch so mangelhafte Abwehr des ärgsten Feindes, den die Menschen noch haben: — der Mensch. Von ihm ist man am meisten in seiner Ruhe, seiner Freiheit und in seinem — Leben bedroht. Durch ihn wird man zum Arbeitsflaven und zum Kanonenfutter gemacht, durch ihn hat man Unterdrückung, Verfolgung, Ausstoßung, Ausbeutung, Erniedrigung und Tötung zu fürchten . . . Dieses Schauern muß die Seele durchbeben, wenn sie die Gefahren erfährt, die unsere so unentwickelten, auf Tücke, Härte, Mißtrauen, Raubgier und Herrschaft aufgebauten Institutionen über das Individuum verhängen. Dabei — o bodenlose Thorheit — sind neun Beutel der Individuen den rückständigen Gefühlen entwachsen, auf welchen die Institutionen ruhen, und diese werden nur aufrecht erhalten im Wahne, daß durch sie dem Uebel, das sie selber sind, gesteuert werden soll. Man sieht das Heil in den

Schutzmitteln der Gewalt, weil man die Feindschaft der Bösen fürchtet: zurückschlagen, ausrotten will man den Feind . . . während es doch so einfach wäre, die Feindschaft aufzuheben. In jedem muß jeder einen Helfer haben und wissen, daß er ihn hat: das erst wäre Kultur.

*

*

*

Als ich mich an diese Arbeit machte, da glaubte ich, ich würde all das Leid, das mich drückt, mir vom Herzen schreiben, all dem peinlich heftigen Sehnen Ausdruck geben, das mir in der Seele gärt, alle Entrüstung austoben, die mir das Getriebe des in Laster, Stumpfheit und Gemeinheit versunkenen Teils — leider des größten Teils — unserer zeitgenössischen Gesellschaft einflößt; mir die Mitleidsthränen wegweinen, mit denen mir der Jammer meiner Mitkreatur, Mensch und Tier, zuweilen die Kehle zuschnürt; und namentlich das hoffte ich: durch Auffindung und Aufstellung einiger bisher unbeachtet gebliebener Wahrheiten, einiger Lösungsvorschläge der uns umdrängenden Probleme, etwas Nützliches, Glückmehrendes zu wirken — denn das scheint ja doch das Ziel jedes Lebens zu sein: die Welt um das sich selbst oder den anderen errungene Wohl zu bereichern — aber ich habe mich getäuscht. Indem ich über Leid und Dual nachgedacht, um sie zu bekämpfen, bin ich nach und nach immer weiter in ihre Tiefe gedrungen, hat sich mein Blick für ihr schauriges Reich immer mehr geschärft, und während das anfängliche Vertrauen, ihnen wirksames Schach zu bieten, entwindet, thut mir mein Mitschmerz immer weher.

Einbildungskraft ist eigentlich ein gefährlich Ding. Sie hebt die wohlthätige Blindheit und Taubheit auf, die uns vom Weltenelend isoliert und es uns ermöglicht, ruhig und mitunter freudig dahinzuleben. Es sage mir da keiner: Lächerlich! Solch altruistisches Martyrium giebt es nicht.

Man kann das allgemeine Elend nicht aufheben, und schließlich leidet man ja doch nur unter dem naheliegenden . . . wer wird sich in seinem eigenen Glücke, wenn man ein solches besitzt, stören lassen durch das Bewußtsein, daß jetzt vielleicht in einem chinesischen Distrikte Hungersnot herrscht? Das ist unaufrichtige Sentimentalität, philanthropische Heuchelei — eine Affektation mit einem Wort. Ebenfogut könnte man ja über fremde Freude, von der man nichts sieht, die aber jedenfalls irgendwo genossen wird, sich immerwährendem Jubel hingeben und über alles eigene Ungemach bei dem Gedanken hinweggehen, daß sich zahlreiche Mitkreaturen — Mensch und Tier — in diesem Augenblick ganz kannibalisch wohl fühlen.

Gemach! Der Einwand ist falsch. Fremdes Glück kann niemals so beglücken, wie fremde Qual quälen kann. Wenn du ein eigenes tiefes oder auch nur leises Weh empfindest — der Verlust eines teuren Wesens oder auch nur den Druck eines etwas zu engen Schuhes — der Anblick einer frohen Tänzerschar wird dir den Schmerz nicht verschonen; oder habe irgend welchen Anlaß zu großer oder kleiner Freude — ein gewonnenes Lotterielos oder nur ein amüsantes Buch — und begieb dich an einen Ort, wo um dich herum schreiende, zuckende, stöhnende Geschöpfe geschunden oder verbrannt oder sonstwie gemartert werden, und sicherlich: du wirst in dem schönen Buche nicht lesen und an deinen Haupttreffer nicht denken können. Niemals kann sich die Mitfreude bis zur Bönne, wohl aber kann der Mitschmerz bis zur Verzweiflung sich steigern. Ich kenne den Fall eines Militärarztes, der im Kriegslazarett, unfähig, dem ihn umgebenden Jammer abzuhelpen, sich das Amputiermesser ins Herz gestoßen hat . . .

Es ist aber eine wahre Wohlthat für die Mehrzahl unter uns, daß alles Leid, das wir nicht sinnfällig wahrnehmen, uns gewöhnlich kalt läßt. Die Einbildungskraft aber, die unselige,

kann so geschärft werden, daß sie den Sinnesindrücken fast gleichkommt.

Die Hölle hat niemand gesehen, aber die Vorstellung, die finstere Fanatiker davon zu wecken wußten, hat viele an den Rand der Raserei gebracht. Daß es Höllen, wahre Höllen giebt auf unserer Erde — auf Schlachtfeldern und in Schlachthäusern, auf Vivisektionstischen, in Irrenanstalten, in vom Feind beschossenen Städten, auf Galeerenschiffen, in Mastkäfigen, in verschütteten Minen, in den Hütten des Elends — das weiß ich und diese Kenntnis steigt in Bildern vor meinem inneren Auge auf . . . das Nichtthinschauen, d. h. das Nichthindenken ist mir aber verwehrt, solange ich an diesem Buche schreibe, das ja die Aufgabe hat, die Dual zu bekämpfen. Seinen Gegner muß man doch an der Gurgel fassen, wenn man ihn niederzwingen will, und da läßt sich nicht wegschauen. — — —

*

*

*

„Wie soll die Dual in dieser unserer unvollkommenen Welt aufhören?“ — so fragen mutlos die Wegschauenden. „Die muß wohl sein“, fügen sie resigniert hinzu. Durch dieses „Muß“ fühlen sie sich der Bekämpfungspflicht enthoben. Ein ewiges Gesetz — wie etwa der Tod — was läßt sich dagegen thun?

Unter „Dual“ aber ist zugefügtes Leid zu verstehen. Nichts Leichteres also, als daß dies aufhöre: man höre auf zu quälen, man füge kein Leid zu. Man sei einfach nicht im Stande, es zu thun. Niemand braucht dir wohl zu sagen, du, der dieses liest — nicht wahr? —: „Sieh hier diese arme gefangene kleine Nachtigall — stich ihr nicht mit einer glühenden Stricknadel die Augen aus, auf daß sie dir hübschere Lieder singe“ — denn du kannst so etwas nicht thun. Die moralische Fähigkeit, die physische Möglichkeit, zu quälen, muß nach und nach den menschwerbenden Menschen verloren gehen. Streifen

wird endlich die Arbeiterschaft der Höllensaktoreien, und damit werden diese zum Stillstand kommen.

Und nicht nur kannst du nicht dem wehrlosen Vöglein den roten Stahl in die Augen bohren, du könntest auch nicht, ohne aufzuschreien, sehen, wie es ein anderer thut, und könntest einem solchen andern nimmermehr in Liebe zugethan sein.

Und doch, doch: wie vieles Grausame thust du, und wie liebst und schädest du, die Grausames thun und thun lassen — nur weil es nicht unmittelbar geschieht, weil es dir nicht in die Sinne fällt und weil es dir an Einbildungskraft fehlt. Auch weil das Altgewohnte, Gebrauchsanktionierte, das mancher Quälerei anhaftet, oder weil die vermeintliche Nützlichkeit, die damit verbunden ist, deinem Verständnis die Abscheulichkeit der Sache entriickt. 'Es muß sein' (der Krieg), oder 'es ist förderlich' (die Vivisektion), oder 'es ist ein althergebrachtes edles Vergnügen' (die Heßjagd): mit diesen Sätzen wird das weitere Eindringen abgeschnitten. Man denkt nicht mehr hin, nach der Seite der Qual; — nur mehr nach der Seite der Notwendigkeit, der Nützlichkeit oder Vergnüglichkeit wird das Auffassungsvermögen gelenkt. Geduld — auch hier werden Streikende entstehen, diejenigen, die da einfach sagen müssen, ich kann nicht, weil sie's thatsächlich nicht können werden.

Hinauspredigen wird man die Grausamkeit nicht aus der Welt. Sie wird aus den menschlichen Seelen verschwinden, wie die mehrreihigen Gebisse der Artiere verschwunden sind. Wem braucht man heute noch zu predigen, daß man Angeklagte nicht foltere, daß man sich beim Bau seiner Landschlösser keine 'Dubliettes' anlege, wo man unliebsame Leute in finstere Brunnentiefen hinabgleiten läßt zu langsamem Hungertode oder zwischen messergespickten Brettern? Das ist endgültig vorbei. Doch Schlimmeres besteht noch. Die 'ernsten' Studien auf den Artillerieübungsplätzen geben davon Zeugnis, daß da ärgeres

und massenhafteres Quälen vorbereitet wird, als in allen alten Folterkammern und Burgverließen zusammengekommen. Die Leute aber bemerken es nicht. Gar so leicht ist es ja, vor ihren Blicken die Hölle zu verhüllen: ein paar Weihrauchwolken und die Schrecken der Inquisitionshandlungen waren versteckt — ein Stückchen Fahrenstoft, und was sich dahinter abspielt oder abzuspielen droht — das sieht kein Mensch.

Kein Mensch? Die Unglücklichen, die da Einbildungskraft haben, die werden durch derlei Hüllen am Sehen nicht verhindert, und der graufige Anblick macht sie leiden.

Ich ging einst durch den Hof einer physiologischen Lehranstalt. Mein erklärender Begleiter sagte, als wir an einem geschlossenen Thore vorübergingen: ‚Das ist der Stall, wo die Versuchstiere warten.‘ Ein Weh durchschnitt mir das Herz. Unwillkürlich riß ich den Hut vom Kopfe. Wen grüßte ich? ... — Die rührende Majestät des Martertums.



X.

Ich habe in München ein Gemälde gesehen — von Gabriel Max. Seitwärts, an einem mit Werkzeugen — Messer, Sägen u. dergl. — bedeckten Tische sitzt ein Gelehrter. In der Mitte eine weibliche Gestalt — die Menschlichkeit. Sie drückt ein verwundetes, mit verbundener, blutiger Schnauze erschütternd-traurig dreinschauendes (also vivisektorisch bereits geschundenes) Hündchen mit der einen Hand schützend an die Brust; in der anderen Hand hält sie eine Waage: die sinkende Wagschale zeigt ein Gehirn mit einem Lorbeerzweig, die steigende ein flammendes Herz. Der Gelehrte starrt, bleich und überarbeitet, auf das steigende Herz.

Und ich starrte auf das Bild . . . „Solange das Herz zu leicht befunden wird . . .“ murmelte ich.

Mein Begleiter — Dr. M. G. Conrad, der mich vor das Bild geführt hatte, seufzte schwer auf. Man kennt die reckenhafte Hünengestalt, man kennt den kühnen Dichter und unerschrockenen Politiker. Das ist kein sentimentales, schwaches Seelchen.

Der starke Mann war ergriffen. Seine Rippen bebten. Zwischen seinen Zähnen knirschte ein Fluch.

„Da sind drei lebendige Geschöpfe,“ sagte endlich er dumpf: „eine Göttin, ein Hündchen und ein S . . . f . . . Respekt vor der Gelehrsamkeit und der kühnen Forschung, aber sie soll die Menschlichkeit nicht auf den Hund bringen. Wie denken Sie darüber? . . .“

„Oh . . . ein ganzes Kapitel . . . ich will es einmal niederschreiben.“ Hier ist es.

Divisektion Es ist dies ein Gegenstand, über den es gleich peinlich zu schreiben, wie zu lesen ist. Aber in einem Buche, das sich gegen die Dual wendet, darf man nicht, um sich Unangenehmes zu ersparen, an dieser, die ausgesuchteste, Tausenden von Mitgeschöpfen zugefügte Folterqual darstellenden Erscheinung vorübergehen.

Etwas, weil es sich ‚nur‘ um Tiere handelt, sollte man nicht mitfühlen? Nein, das große Wort Buddhas: ‚Das bist Du‘, darf niemals vergessen werden. Das heißt: In jedem Geschöpfe sieh dich selbst, liebe es, wie dich selbst, denn ihr seid ein Leib Gottes, in den ihr alle aufzugehen habt. ‚Das bist Du‘ . . . der Egoismus mag es nicht hören, denn es drängt uns zu viel Leid auf — und doch erschließt es uns die tiefsten Freuden. Nur im Aufgehen des ‚Ich‘ in einem ‚Du‘ liegt die höchste Wonne und ein Aufgehen des Ich im All die höchste Weisheit. ‚Das bist Du‘ — das fühlte keiner von den Wilden, der seinen Feind skalpierte und pfahlte; das fühlte im Mittelalter keiner der Gegenrichter und Folterknechte, das darf auch heute von uniformierten Menschen nicht empfunden werden, wenn man ihm die anders uniformierten gegenüberstellt — und den stummen wehrlosen Mitgeschöpfen aus der Tierwelt gegenüber, wie wenige unter uns fühlen es da?

Mitleid läßt sich nicht predigen. Zwar läßt es sich erwecken, wenn die Einbildungskraft des Gleichgültigen durch beschriebenes Leid aufgepeitscht wird; aber, wenn man weiß, daß man nicht helfen kann, so wird man sich vor dem unnützen Mitgequältwerden flüchten. Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Ich bin ein Tierfreund — das ist bekannt, weil ich den Tierschutzvereinen Spenden zukommen lasse; und da geschieht es oft, daß man mir Flugschriften gegen die Vivisektion zusendet. Es sind auch Illustrationen darin: auf ein Brett gespannte, aufgeschnittene, geschundene . . . genug! — in den Papierkorb damit!

Da las ich neulich in einem englischen Blatte eine Klage aus dem Publikum: „Daß sei doch eine gar zu arge Rücksichtslosigkeit: wie kann man nur die Tierversuchslaboratorien in der Stadt haben! Das verzweifelte Wimmern, das Heulen der bis aufs äußerste gemarterten Geschöpfe sei nicht anzuhören, also — vor die Stadtmauern hinaus, weit weg derlei Arbeitsstätten!“

Ein hübsches Beispiel von Feinsühligkeit, nicht wahr? Nur hören will man die Verzweiflungsschreie nicht — die Verzweiflung selber hat weiter nichts zu sagen. Wir aber, die wir Einbildungskraft haben, uns braucht der Schrei nicht erst ans Ohr zu schlagen, uns thut es weh, zu wissen, daß er ausgestoßen wird — und kein Erbarmer daneben!

Dennoch, auch die Einbildungskraft läßt sich einfließen. Und ich thu's ja, wie gesagt, nicht besser. Die Berichte der Anti-Vivisektionschriften lese ich nicht — höchstens hin und wieder einen Satz; die Illustrationen schaue ich nicht an, höchstens einen mit Erschauern hingeworfenen Blick und — fort damit!

Und deshalb, du, der du dieses in Händen hältst: lies ruhig weiter, es folgen hier keine Schilderungen aus den sogenannten 'Solterkammern der Wissenschaft' mit ihren Werkzeugen und

ihren Vorgängen. Es soll nur die umstrittene Frage, ob die Vivisektion statthaft und berechtigt sei, einfach von der philosophischen Seite betrachtet werden, ohne Appell an das Mitleid — rein spekulativ.

Wenn man einem Dinge begegnet, über das man sich in peinlichem Zweifel befindet, so muß man ihm ins Gesicht schauen und den Zweifel muß man aussprechen. Der andere soll sich verteidigen, wenn er kann. In der vorliegenden Frage ist nicht nur der Gegenstand selber ein peinlicher, weil er jedem fühlenden Herzen weh thun muß, sondern sie ist auch peinlich zu erörtern, weil man fürchtet, mit seinen Skrupeln diejenigen zu beleidigen, die sich über solche Skrupel hinausgesetzt haben und die ja doch — es sind Gelehrte und Aerzte — hochangesehene und hochachtbare Leute sind. Das Axiom wurde nun einmal aufgestellt — um alle unliebsamen Diskussionen abzubringen —, daß im Dienste der Wissenschaft und zum Wohle der Menschheit das Opfer der minderwertigen Creatur notwendig und sogar im höchsten Grade segensreich sei und es daher eine ganz und gar unwissenschaftliche, nur tiernärrischen alten Jungfern geziemende Geistes- und Charakterschwäche beweist, wenn man gegen diesen wichtigen Behelf der Heilkunde Einsprache erheben will.

Und um nicht so unvernünftig zu erscheinen, geben viele dem Proteste, auch wenn er sich in ihrem Innern regt, nicht Ausdruck. Also denn: denken wir nicht daran, weil es uns weh thut — und reden wir nicht darüber. Alles — nur nicht etwa für dumm gehalten werden!

Ich will aber reden. Mir ist die Berechtigung jener Dinge schon von Grund aus verdächtig, welche die Diskussion scheuen und welche mit Berufung auf irgend ein abstrahirtes allgemeines Wohl die Verantwortung der konkreten Einzelübel von sich abwehren. Noch jede grausame Gepflogenheit — auch

die verruchteste — ist immer als in Hinblick auf höhere Nützlichkeit geboten dargestellt worden; und, je unvernünftiger, für desto weiser, je unbarmherziger, für desto heiliger erklärt. Alle verbrannten Hexen, alle mit glühenden Zangen gezwickten Delinquenten, alle auf den Schlachtfeldern hingemordeten Krieger und in den Kolonien ausgerotteten Eingeborenen — sie alle wurden ja nur den höheren Zwecken, der Glaubensreinheit, der Gerechtigkeitspflege, der Vaterlandsliebe und der Kulturverbreitung (!) geopfert; die einzelnen Leiden sollten immer als nichts gelten dem großen Gewinn gegenüber, der daraus für die Allgemeinheit entspringt.

Und an all den hochweisen und hochheiligen Dualinstitutionen hat man zur Zeit ihres Bestehens nicht zu rütteln gewagt. Wer es that, galt für begriffstüchtig oder gar für frevelhaft. Ich aber glaube dies und sage es offen: Ueber dem angenommenen Nutzen einer unbestimmten Allgemeinheit steht das unverbrüchliche Recht jedes einzelnen fühlenden Geschöpfes, nicht gequält zu werden. Wohin würde z. B. dieses Axiom führen: „um zehn Menschen der künftigen Generation in China zu nützen, darfst du einen Menschen deiner Umgebung umbringen?“ Oder, wenn man nicht in Zahlen rechnet, sondern in Werten und dabei in gewohntem Hochmut den Wert des Menschen tausendmal höher stellt, als den des Tieres (obwohl es, weiß Gott, bravere Hunde giebt, als so mancher rohe menschliche Wicht), „du darfst, um eines künftigen Kranken Zustand besser diagnostizieren zu können, tausend gefunden Tieren die unerträglichsten Dualen zufügen“. Wird solche Wertabschätzung erlaubt, so müßte man ja auch innerhalb der Menschheit derlei Opferungen gestatten und sagen: „hundert kleine Kinder oder hundert verkommene Verbrecher sind doch nicht so viel wert, wie ein vielleicht künftig erkrankender großer Fürst — oder wie ein Fortschritt der Wissenschaft überhaupt

— also vivisecieren wir an kleinen Kindern, zerfasern wir die Gehirne unserer Gefangenen“. — Warum wird da Hält gemacht? Entweder ist die Mehrwertigkeit ausschlaggebend, oder sie ist es nicht.

Es wird da Hält gemacht, weil man einsieht, daß irgendwo ein Grundsatz aufgestellt werden muß, der uns selber da gegen schützt, für vermeintlich höhere Fremdzwecke in unserem eigenen Leben bedroht zu sein, der uns vor der Möglichkeit bewahrt, daß man uns oder unsere Kinder Höherstehenden zuliebe tötet und martert. Und so wird denn der Grundsatz aufgestellt: niemand darf um eines anderen Willen zum Tode oder zur Qual verurteilt werden. So ist man durch sein anerkanntes Menschenrecht gegen derlei Gefahr geschützt.

Aber ganz rechtlos wäre das Tier? Nein, nicht mehr. Es ist ihm ein Anwalt erstanden: die Menschlichkeit.

Jedes fühlende Geschöpf hat das Recht, vor willkürlich zugefügtem Schmerz bewahrt zu bleiben. Die Frage, ob der Mensch befugt sei, die Tiere zum Zwecke seiner Nahrung zu töten, will ich hier nicht berühren, sie führte mich zu weit weg von dem Jammer, den ich eben im Auge habe: die Vivisektion. Der Tod an sich ist nichts Furchtbares, nichts Höllenhaftes — wohl aber ist dies die Todesangst und die physische Qual. Daß bei der Tötung der Tiere diese beiden dem Opfer thunlichst zu ersparen seien, darüber ist doch kein gesitteter Mensch im Zweifel. Meiner Ueberzeugung nach wird auch einst die Zeit kommen, wo niemand sich wird mit Leichen nähren wollen, wo niemand mehr sich zum Schlächterhandwerk bereit finden wird. Wie viele unter uns giebt es schon jetzt, die niemals Fleisch äßen, wenn sie selber das Messer in die Kehle der betreffenden Tiere stoßen müßten! Doch davon, nochmals, will ich jetzt absehen und — solange das Fleischessen im Schwange ist, nur an die nächste, dringende Pflicht

mahnen, daß alles, alles Mögliche aufgewendet werde, um die Tötung abzukürzen und eine vorhergehende Todesangst nicht aufkommen zu lassen.

Ist es unkonsequent, über die Tötung der Tiere zu Nahrungszwecken hinwegzugehen und sich gegen deren beliebige Verwendung zu wissenschaftlichen Zwecken aufzulehnen? Nicht ganz — denn man mag ja in einer Sache 1 zugeben und 1000 verpönen. Und Töten verhält sich zu Quälen, wie 1 zu 1000.

Sterben ist nichts Entsetzliches, und jedes lebende Geschöpf ist unweigerlich dazu verurteilt; aber der Qual, der stundenlangen, wochenlangen Folter braucht kein Wesen zu verfallen. Dem Uebermaß des Schmerzes und Leidens gegenüber erscheint ja der Tod als Wohlthat — das gefolterte Geschöpf sehnt sich danach, schreit danach, und der mildeste, barmherzigste Mensch wird nicht zögern, einem unrettbaren, martyrisierten Tier den Todesstoß zu geben, der ja ein Gnadenstoß ist.

Also man denke über die Tiertötung, wie man wolle, die Tierquälerei ist — und ist's unter allen Umständen — ein Verbrechen.

Und als solches nicht das Opfer allein, sondern auch den Thäter schädigend, weil es dessen Charakter entadelt. Für künftige Kranke soll das Experiment irgend einen Vorteil — leichtere Diagnose, sicherere Behandlung — bringen? Mag sein, obwohl dies auch sehr fraglich ist; aber gewiß ist, daß dem Versuchswesen ein übernatürliches Leid zugefügt wird, und daß der Experimentator einem Uebel verfällt, das ihm und seinen Nachkommen und der ganzen Kultur Schaden bringt: die Harttherzigkeit.

Mitleid, dieses unfehlbare Attribut edler Menschlichkeit, darauf ist eine gar starke Hoffnung des socialen Fortschritts gesetzt: nur mitleidsfähige Menschen werden daran arbeiten

die Unterdrückung, den Gewaltmißbrauch, die Grausamkeit, das Elend aus der Welt zu schaffen; und wer irgendwo das Mitleid erstickt, wer der Härtherzigkeit ein Privilegium giebt, der schadet der Mit- und Nachwelt weit mehr, als durch irgendwelche physiologische und medizinische — dabei problematische — Ergebnisse genützt werden kann.

Man sage nicht, der Vivisektor sei dennoch mild und mitleidsfähig, er opfere nur, in Hinblick auf höheres Menschenwohl, sowohl das minderwertige Geschöpf, als auch sein eigenes Gefühl; — er überwinde sich, charakterfest, von einem höheren Gesichtspunkte geleitet, als wir thörichten, schwachnervigen, duseligen Tiereschützer begreifen — um der Wissenschaft, (mit erhobener Stimme) der Wissenschaft! zu dienen.

Er überwindet sich? Das ist nicht wahr. Jedenfalls nicht durch lange Zeit. Er ist abgehärtet, abgestumpft, sonst könnte er einfach diese Arbeit nicht verrichten. So weit quält sich keiner selber, daß er für abstrakte Zwecke einem hilflosen, unglücklichen, unschuldigen Geschöpfe so maßloses Leid zufügte, welches er in der That auch nur zum hundertsten Teil, mit — leiden' müßte.

Es giebt und soll keine abstrakten Zwecke geben, für die infame Mittel gerechtfertigt erscheinen dürfen; und daß es eine Infamie ist, zu quälen, das soll erkannt und zum allgemeinen Grundsatz erhoben werden. Und von solchen, die es schon erkennen, soll es offen gesagt werden.

Es ist aber gewöhnlich nicht einmal der abstrakte Zweck, der die Handlungen bestimmt, es ist zumeist der nächstliegende: der eigene Nutzen, das Weiterkommenwollen in der eingeschlagenen Laufbahn, der erhoffte Erfolg. Die großen, tönenden Worte sind nur dazu da, um die Kritik abzuwehren, um sich unnahbar zu machen, auch um das eigene Gewissen zu beschwichtigen. Wenn sich zur Zeit der Autodafés jemand gegen

dieses ‚heilige‘ Vorgehen erhob, da hieß es auch: „Zurück! Freule nicht . . . was gilt das Leiden des Inquisiten — es handelt sich um höhere Zwecke — um das ewige Heil, um die Ehre Gottes, um die Religion mit einem Wort.“ Oder noch vor kurzem, wenn man gegen den Militarismus und Krieg eiferte: „Was liegt an den Gefallenen, was an den mißhandelten Soldaten, was an dem Steuerdruck des Volkes? — es handelt sich um das Vaterland.“ Und heute, wo der Glaubensgeist allenthalben schwächer geworden und daher das Wort Religion nicht mehr im stande wäre, jede im Namen der Religion verübte Grausamkeit zu heiligen; heute, wo das erwachende internationale Solidaritätsgefühl nicht mehr jede im Namen des Vaterlandsbegriffes geforderte Raub- und Ruinpolitik gutheißt, wo gegen die Härten des Militarismus von allen Seiten protestiert wird, heute imponiert doch den meisten Leuten noch das Wort Wissenschaft.

Aber auch gegen dieses Wort, wenn es als Blendwerk gebraucht wird, muß der tapfere Geist sein unbefangenes Urteil behaupten. Nein — die Religion rechtfertigt nicht den Scheiterhaufen, der Vaterlandsbegriff rechtfertigt nicht den Massenmord, unsere sakrosankten ‚Handelsinteressen‘ rechtfertigen nicht die Kolonialgreuel, und die ‚Wissenschaft‘ entzündigt nicht die Tierfolter.

Die Wissenschaft ist wohl heilig im Auge jedes Menschenfreundes, weil er in ihr das Mittel sieht, durch welches kraft der gewonnenen Erhöhung und Verfeinerung des Menschengeistes eine höhere Stufe der Wohlfahrt und der Würde der menschlichen Gesellschaft erreicht wird. Aber nicht jeder einzelne Zweig des Studierens und Praktizierens, das auf Universitäten und Kliniken ausgeübt wird, kann für sich die ganze Ehrfurcht beanspruchen, die dem Begriffe ‚Wissen‘ gebührt; nicht jeder einzelne Schüler, Stümper oder Quacksalber, der im ‚Tempel

der Wissenschaft' ministriert, darf sich für einen geheiligten und gesalbten Priester ausgeben, und gerade so wie in der Religion, ist auch in der Wissenschaft das Bonzentum ein Greuel. Ebenso, wie es von den einzelnen Konfessionen eine Anmaßung ist, sich gegen Zweifel und Angriffe zu verwahren, indem sie sich hinter der Unantastbarkeit des Wortes Religion verschanzen, ebenso wenig darf ein einzelner Wissenszweig — in unserem Fall die Medizin — sich zur Abwehr jedes Tadelz, jedes Zweifels auf das Prestige des Wortes Wissenschaft berufen. Die Medizin ist weder die ganze, noch ist sie die höchste Wissenschaft. Zu dem gesamten Wissensschatz, den die Menschen sich langsam erobern haben, gehören ja auch die Moralk Wissenschaften, gehört die Ethik, und was diese zum größeren Wohle der Gesellschaft leisten kann, das überbietet in unberechenbarem Maße die Leistungen, welche in derselben Richtung von der Medizin geboten werden. Und zwar nicht nur im moralischen, sondern auch im physischen — im hygienischen Sinne, denn ein von Laster, Verbrechen, Gemeinheit, Grausamkeit befreites Geschlecht wird jedenfalls gesünder sein, als ein mit diesen Gebrechen belastetes, wenn unter diesen auch noch so viele Gelehrte genauen Bescheid über die Nervenbewegungen eines geschundenen Kaninchens wissen.

Die Wissenschaft soll frei sein, allerdings. Das heißt aber so viel, als daß ihren spekulativen Forschungen keine Fessel vor-
gefaßter Dogmen auferlegt — und dem Ausprechen der von ihr gefundenen Wahrheiten und Hypothesen kein Hindernis bereitet werden darf. Aber frei, alles zu thun, was ihr beliebt, um sich das Forschen zu erleichtern, das soll sie nicht sein — und ist es auch nicht. Sonst müßte ja dem Astronomen, der ein scharfes Teleskop braucht, aber nicht das genügende Geld hierzu hat, auch erlaubt werden, das erforderliche Geld zu stehlen; den Chemiker, der die Eigenschaften eines

gewissen Sprengstoffes erproben will, müßte man gewähren lassen, wenn er unter unsere Häuser eine Mine legt. Nein, vor dem Ver rechnen muß jedem Halt geboten werden, und — dies Axiom müßte der veredelte Mensch feststellen: Quälen ist Verbrechen.

„Für das Wohl der Menschheit“ — das ist so die Heuchelphrasen, die Deckmantelphrasen, oder die Selbsttäuschungsphrasen, mit der da alles der unglücklichen Tierwelt zugefügte himmelschreiende Leid beschönigt und gerechtfertigt werden soll. Man merke wohl: keinerlei Uebel ist jemals im Namen des Uebels, sondern im Namen eines höheren Wohles über den Leidenden verhängt worden. Es ist bei dem heutigen Stande der Gesellschaft, bei den heute zu Recht bestehenden Institutionen ein wahrer Hohn, das Gemeinwohl als das erstrebte Ziel der herrschenden Einrichtungen und Gesetze hinzustellen. Eine Gesellschaft, die so wenig auf das Leben, auf die Würde, auf die Gesundheit, auf das Glück der Mit- und Nachwelt bedacht ist, daß sie das Hinmorden von einigen Millionen junger Männer organisiert, die Erniedrigung einiger Millionen Frauen polizeilich reglementiert, den Verschleiß von Alkoholgift betreibt, dem Elende der Arbeitslosen nicht steuert und so das Geschlecht der dem Unglück und dem Verbrechen Geweihten unbekümmert sich vermehren läßt, eine solche Gesellschaft darf wahrlich uns nicht glauben machen wollen, daß opfervolle Rücksicht auf das Allgemeinwohl die Triebfeder aller ihrer Handlungen sei.

Namentlich die Medizin spielt sich gern als die Austerlerin der höchsten Wohlthaten auf. Das Erkennen und das Heilen der Krankheiten (letzteres nur ein gar selten gelingendes Kunststück) steht doch tausendmal hinter dem Verhüten der Erkrankungen zurück. Der Normalzustand ist Gesundheit; die meisten körperlichen Uebel — selbsterworben oder ererbt — sind nur von der Natur, wegen Naturwidrigkeit der Lebens-

weise verhängte Strafen. Nach und nach, so steht zu hoffen, werden sich alle Aerzte in Hygieniker verwandeln können. Die Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft stehen in genauem Verhältnis zur Abnahme der angewandten Heilmittel; man blättere nur in alten Büchern, welche Fülle von heilkräftigen Mixturen da angepriesen werden, gebraut aus Kräutern, Krötenlebern und Mäusehaaren. Die wachsende Vernunft der Aerzte hat solche Mittel zur Behebung der Krankheiten verworfen; die wachsende Vernünftigkeit der Menschen überhaupt und die daraus erwachsende Vernünftigkeit der Lebensweise wird mehr Krankheiten verhüten, als alle der gesamten Heilkunde Dienenden, Doktoren und Magister, jemals zu diagnostizieren und zu medizinieren berufen worden sind. Geseitigere Menschen, gütigere, sittlichere, wohlhabendere, reinere, glücklichere Menschen haben zu erstehen, damit die Gesundheit unter ihnen blühe, und am Menschenwohle arbeitet die ärztliche Fakultät wahrscheinlich nicht in erster Linie, sondern in weit höherem Maße thun dies die anderen Zweige der Kultur: voran die ethischen und socialen Errungenschaften — die technischen daneben. Man stelle sich z. B. vor, es werde ein Stoff erfunden, der die Eigenschaft hätte, keinerlei Krankheitsagenten, wie Bakterien u. s. w., in sich aufzunehmen, der immer durch einen nassen Schwamm gereinigt werden könnte, und diesen Stoff als Ueberzug aller Möbel, aller Eisenbahnwagen — um wie viel mehr Lungenfuchtsfälle würden dadurch überhaupt vermieden, als durch das Studium der Lungenfunktionen lebender Tiere Mittel zur Erkennung künftiger Tuberkulosen gefunden werden können?

Tausende und Abertausende denken und fühlen in Sachen der Vivisektion so wie ich. Nicht um alles Gold der Welt und auch nicht um das Bewußtsein, künftigen, unbekannten Kranken eine — problematisch — bessere Behandlung zu verschaffen, wären sie im stande, ein schuldloses, hilfloses Geschöpf

zu foltern oder nur foltern zu sehen; aber sie schweigen, um die Gelehrtenzunft nicht zu beleidigen . . . jemand der Grausamkeit zu zeihen: das ist ja tief verlegend und vielleicht auch ungerecht — — —

Ja, in der That, in den meisten Fällen ist es ungerecht, denn grausam ist nur der mit Bewußtsein Quälende und an der zugefügten Qual sich Freude — und unsere verfeinerten Grausamkeitsverüßer: Jäger, Kriegsführer, Physiologen, handeln aus einem Beweggrunde, der so stark ist in seiner Gewohnheits- oder Pflichtsgewalt, daß er in ihnen jedes andere Verständnis übertäubt, und darum war es so unendlich wahr, das auf dem Kreuze gesprochene Vergebungswort: „Herr, sie wissen nicht, was sie thun!“

Sie sollen es aber wissen. Man soll es ihnen zu sagen wagen. Die Gequälten und diejenigen, die für die Gequälten mit leiden, die brauchen Anwälte . . . Vielleicht verletzt der Verteidiger mit seinen Worten ein paar Leute, vielleicht trägt er aber zur Rettung von tausend Opfern bei und spricht Tausenden zu Danke, die das Gleiche fühlen. Wie hätte das sich entwickelnde Zeitgewissen alte, rohe Institutionen abschaffen können, wenn man — um deren Träger zu schonen — die Institutionen niemals angegriffen hätte. Jedes Leid soll und muß sich in Klage Lust machen — vor allen das Mitleid. Nur so kommt es zu seinem Recht, das Recht nämlich: aufzuhören.

Nicht nur von den Schmerzen, die die Krankheit auferlegt, wollen wir befreit werden und unsere Nachkommen befreit wissen, sondern auch von dem Schmerz, den jeder milde Mensch beim Anblick des unerträglichen Schmerzes seiner Mitgeschöpfe empfindet . . .

Den Anblick kann ja der Milde — ihr nennt ihn vielleicht den empfindsam Schwachen — meiden? Nicht doch. Sieht

denn nur das leibliche Auge? Zu wissen, daß zu jeder Stunde Tausende von fühlenden Lebewesen die unausdenkbar größten Leiden gelitten — und, was doppelt grauenhaft ist, daß sie ihnen willkürlich zugefügt werden, das ist eine Pein, gegen die der Milde sich auch zur Wehr setzen soll. Wer die Opfer nicht schreien hören, nicht zucken sehen kann, dem es aber, sobald er außer Seh- und Hörweite ist, gleichgültig ist, daß es schreit und daß es zuckt — der hat wohl Nerven, aber — Herz hat er nicht.

Für mich selber also, für alle, die das Gleiche fühlen, und für Millionen Jammerwesen erblicke ich das Ende der Tier-
solter — Schach der Dual!



XI.

Märchen seien nicht wahr, meint ihr? Zauberlos sei die Welt? O ihr Zauberblinden! Es giebt fast keinen erfundenen Märchenputz mehr, der durch die Wirklichkeit nicht schon erreicht, mitunter übertroffen worden wäre. 'Es war einmal' — so schwärmen die Kinder und die kindlichen Völker — 'es wird einmal' — damit können wir nun zuversichtlich unsere märchenhaftesten Träume erzählen.

'Ach, wie schön wär's, zu leben' — so phantasierten einst die Armen und Freudelosen, 'wenn man Schätze fände . . . ganze Hallen voll Edelstein und Gold', oder die Machtlosen: 'wenn man über unsichtbare Geister gebieten könnte, die uns über Entfernungen trügen, die alle unsere Befehle erfüllten, unsere Arbeiten verrichteten, die Finsternis in Helle, die Wüste in Gartenraum verwandelten, die unserem Wink gehorchten, um die unglaublichsten Dinge mit einem Schlage auszuführen. Es könnte ja so sein — also denken wir uns hinein.'

Daß war der Märchenerfindungs-Standpunkt. Und so lebhaft dachte man sich hinein, daß es keinen höheren Genuß für die kindlichen Gemüter gab (wer von uns erinnert sich dieser Empfindung nicht aus der Kinderzeit?), als dieses lebhafte Vorstellen, welches eben von diesem Vertrauen getragen war, 'daß es so sein konnte', so einmal sein werde, ja vielleicht wirklich

irgendwo ‚einmal war‘ — ein Vertrauen, welches der eigentlichen Freude am Märchen zu Grunde liegt.

Und nicht nur blinder Wahn war solches Vertrauen: Ahnung war es dessen, was sich einst verwirklichen kann und vielfach schon verwirklicht hat. Siebenmeilenstiefel? — Nun, wir haben da Zwanzig- und Fünfzigkilometeräder. Madins Lampe, oder sonst ein Talisman zum Reiben, damit sogleich eine Wandlung sich vollziehe? — Nun, wir drücken an einen Knopf, und der finstere Raum erstrahlt im Lichterglanz. Einen dienstbaren Genius, der über Berg und Thal unsere Wotschaften befördere? Nun, Apparate haben wir jetzt, die bringen uns im Augenaufschlagen Nachricht von jenseits des Oceans, bringen uns die eigenen Stimmen der Entfernten und Gestorbenen, Bilder von fernen Ländern, Bilder sogar, die sich bewegen und zu leben scheinen — daran hat kein Märchendichter je gedacht! Talismane giebt es, die das in geschlossenen Behältnissen Befindliche sichtbar machen, die feste Körper mit Licht durchdringen, die das Innere des menschlichen Körpers dem Auge enthüllen. Hunderttausend Arten stählerner, eiserner und hölzerner Genien giebt es, die unsere Arbeiten verrichten, die für uns säen und mähen und drucken und weben, schreiben und sprechen . . . Und überhaupt, was deckt sich denn mehr mit dem Begriffe ‚Zee‘, als die Zee Elektrizität? Ja, wir sind schon im **Märchenland**. Aber die Leute bemerken das nicht; sie wagen noch immer zu behaupten, all diese materiellen, physikalischen Wunder seien im Gegensatz zur Märchenpoesie. Man sieht nicht, daß sich da die langsame und übertreffende Verwirklichung des Vorgeahnten vollzieht. Noch eines giebt es, was neben dem Wunderbaren das Märchenreich erfüllt: nämlich die Schönheit und das Glück. ‚Schön wie der Tag‘ sind die Prinzen und Prinzessinnen alle, die am Schluß des Märchens einander angehören, und ihr Liebesglück ist das denkbar voll-

kommenste, und es währt — „wenn sie nicht gestorben sind, noch heute“ — ungetrübt. Es ist, als hätte auch darin die träumende, kindliche Menschheit gefühlt, wozu sie berechtigt ist, und was da sein könnte. Nun ja: das soll nicht minder wahr werden: zur Schönheit wird sich das Leben noch aufschwingen, zum Glücke noch durchringen müssen. Auch diese vom Märchenglauben ausgestellten Wechsel wird die Wirklichkeit — gerade so wie die Zauberapparate — noch einlösen.

Ebenso spontan, ebenso allgemein, wie ihre Märchen, haben sich die Völker ihre Götterlehren geschaffen. Auch das hat ihr ahnender Sinn gefühlt, daß die Welt von einem göttlichen Geist durchweht ist, aus dem, wie aus einem Brennpunkt, alles Erhabene und Erhebende ausstrahlt, das als Weisheit, als Tugend, als Güte, als allumfassende Liebe, als ewigkeitsbeherrschende Macht im Universum pulsiert.

Und auch das kann — ebensowenig wie die Märchenträume — auch das kann nicht Täuschung sein. Draußen außerhalb unserer Erde, in den ungemessenen Astralwelten — mag es ja Feen und Genien geben, vielleicht auch Götter . . . aber was von beiden hienieden gefunden werden kann, das braucht nicht erst aus überirdischen Regionen zu kommen — das ist thatsächlich hier vorhanden: das Märchenhafte in den Naturkräften, das Göttliche in den Menschenherzen.

Doch wie muß danach — auf beiden Gebieten — gesucht und gerungen werden!

Dem ersteren, dem Gebiete der Naturkräfte, dem hat die Menschheit sich schon tapfer erforschend und erbeutend zugewandt: hier holt sie sich die Märchenschätze und thut, was nur möglich ist, sie auszunutzen, immer weiter und weiter suchend, jede neue Entdeckung mit Jubel begrüßend, immer gewärtig und bemüht, daß das Gegebene sich erweitere und vervollkommene, daß es sich in immer zahlreicheren Kombinationen und Pro-

gressionen entfalte. Das andere Gebiet — das göttliche —, dessen Offenbarungsquellen so wie dort die physikalischen, so hier die moralischen Kräfte sind — auf dieses Gebiet haben sich die menschlichen Eroberungen noch nicht weit vorgewagt. Das wird in starrer, überirdischer Entrückung gelassen. ‚Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt‘ — so heißt es in dem mißdeuteten Satz. ‚Das Reich Gottes ist in euch‘: — das ist die Wahrheit.

Wir überlassen es nicht mehr dem Kindergemüt allein, sich in Vorstellungen von wohlthätigen Feen, arbeitsverrichtenden Zwergen und sonstigen Zauberkünsten zu ergehen, wir zaubern selber aus dem Eisen, aus dem Dampf, aus den tausendfach kombinierten Stoffen die Dinge hervor, die das tägliche Leben mit märchenhaften Behelfen versehen; aber wenn es sich um Anwendung und Entwicklung der seelischen Kräfte handelt, die das Leben vergöttlichen könnten, da wird streng und ängstlich Halt geboten, da heißt es: das Göttliche ist nicht von dieser Welt; Vollkommenheit, Gerechtigkeit, Allgüte: das kommt nur im Himmel vor. Nur von dort herab wurde es geoffenbart, und einige wenige Heilige wurden davon erfüllt; aber die ganze irdische Existenz darauf aufbauen, alle socialen Einrichtungen und Geseze und Sitten damit durchbringen zu wollen — das ist thörichte Vermessenheit: die Menschen sind keine Engel.

Warum sagt man denn nicht auch dem Erfinder, der uns seine Pulverchen und Maschinchen bringt, mit denen man Felsen sprengt und Sternennwelten abzeichnet und feste Körper durchleuchtet: Laß ab, die Menschen sind keine Zauberer?

Den Errungenschaften der Technik wird überall Vertrauen und Ermutigung zu weiterem Ausbau entgegengebracht; das Forschen und Erfinden und Experimentieren auf moralischem Felde hingegen wird scheel und mißtrauisch angesehen, als utopisch verlacht oder als umsturzbringend verpönt. Die paar

Kräfte, die in der Natur schliefen, über die der primitive Mensch nicht die geringste Macht hatte, und deren wohlthätige Wirkungen er nur in seinen Märchendichtungen vorgehaut, die hat der Kulturmensch allmählich, in ungehemmter Arbeit zur Verwertung gebracht; aber die paar moralischen Kräfte, die in den Menschenseelen — noch immer schlafen, mit denen zu arbeiten, wird uns verwehrt. Wer da etwas Neues ausdenken und einführen will — z. B. Gerechtigkeit als Grundlage des internationalen Verkehrs, Freiheit als Grundlage des Handels, Ehrlichkeit als Grundlage der Politik, Mitleid und Liebe als Grundlage aller socialen Beziehungen —, den verweist man mit Hohnlachen ins Traumland.

Daß alles beim alten bleibe: in technischen Dingen wagt niemand solche Forderung aufzustellen; kaum ist eine Erfindung gemacht, so wird davon mit Entzücken verkündet und angenommen, und für ihre Anwendung und Verbesserung wird sofort Möglichkeit beschafft; man berechnet voraus, welche Veränderungen sie in die ökonomischen Verhältnisse und in die Sitten bringen werde; aber daß alles beim alten bleibe auf geistigem, politischem, religiösem und socialem Gebiete, das nennt man gesunden Konservatismus — mehr noch: man nennt es Pflicht und Anstand, und was da neues auftaucht, man giebt ihm den häßlichen Namen Revolution, Aufruhr, Umsturz — man fordert zum Kampfe dagegen auf. Dieser Kampf soll 'die höchsten Güter' schützen, als ob in unseren argen, feindschaft- und elendzerwühlten Zuständen ein höchstes Gut schon erreicht wäre! Es hat übrigens eine Zeit gegeben, wo auch die technischen Neuerungen verpönt waren, wo z. B. Gesetze gemacht wurden, welche die Herstellung verbesserter Webstühle mit strengen Strafen belegten. Heute gilt — in den Augen der Mehrzahl — als verdächtig die Aufstellung eines veränderten wirtschaftlichen Systems, als lächerlich die Forderung veredelten

internationalen Verkehrs. Gewiß: nicht alle vorgeschlagenen socialen Umgestaltungspläne sind ausführbar, oder würden, wenn ausgeführt, sich ersprießlich zeigen —, ebensowenig als alle von den Erfindern in ihren Studierstuben konstruierten Flug- und sonstige Apparate brauchbar sind; aber im Princip wenigstens wird die technische Forschung, Experimentierung und schließlich Einführung des mechanischen Neuen nicht mehr verpönt und gehemmt; dem Luftschifferbauer ruft der Radfahrer nicht mehr zu: „Laß ab — wir dürfen uns nicht über die Erdscholle erheben“. Auch die Interessen der durch neue Erfindungen wirklich Geschädigten (solche giebt es naturgemäß immer, mußte doch, um ein oft angeführtes Beispiel zu gebrauchen, durch die Einführung der Eisenbahn die Fahrpost zu Grunde gehen), auch diese Interessen bleiben unberücksichtigt, wo es sich um technische Neuererscheinungen handelt; auf socialen Gebiete hingegen, da wird jedem Besserungs- und Wachstums- und Bereicherungsvorschlage das Interesse derjenigen entgegengehalten, welche von den bestehenden Verhältnissen Gewinn und Nutzen ziehen. Aufhebung der Kapitalmacht? Was würde da aus den löblichen Millionären! — Freiheitliche Selbstregierung der Völker? Was würde aus den armen Autokraten! — Abschaffung der ärgsten Geißel, weil sie ja ein Bündel von Geißeln ist: — des Kriegs? — Was würde aus den Herren Kriegsobersten und obersten Kriegsherren? Was? Nun, die kommenden Generationen hätten eben ‚oberste Friedensherren‘, was jedenfalls ein segensschönerer Titel wäre. Bedauert man, daß die heutigen Beleuchtungsversorger nicht mehr Talgkerzenfabrikanten, sondern Acetylen-Erzeuger heißen?

Nichts, nichts von all den herrlichen technischen Errungenschaften, von diesen Märchentraum-Erfüllungen wäre noch unser, wenn da jemals der Stillstand als oberstes Gesetz gegolten hätte. Aber in Religion und Politik, in Moral und Sitte

da wird der Stillstand — zwar nicht erreicht, aber dekretiert, — und darum kann sich neben der verwirklichten Feenhaftigkeit nicht auch die Göttlichkeit verwirklichen, welcher wir ahnend und sehnend entgegenstreben, und welche wir schließlich doch erreichen werden, wenn man die moralischen Kräfte ebenso frei und ebensofortschreitend wird untersuchen, ausnutzen und anwenden dürfen, wie die physikalischen Kräfte und chemischen Elemente.

Techniker der Güte, Ingenieure der Freiheit, Architekten der Gedanken, Werkmeister der Gerechtigkeit, Mechaniker des Glückes, herbei! und es seien euch Laboratorien eingeräumt, es sei euch die Arbeit gefördert; es sei auch das Irren und Fehlen euch gestattet, denn erst aus dem Experiment, aus den gehäuften Erfahrungen entwickelt sich die Vervollkommenung, stellt sich das beglückende Gelingen ein.

Doch, wem predige ich da, und in wessen Namen rufe ich die Menschen und socialen Arbeiter zur That? Weiß ich doch, daß vor ihnen überall die Schranken des Zweifels und des Verbotes aufgerichtet werden — und was ich hier schreibe, niemand wird es beachten. Es ist ja auch so trocken und kalt und in langweiliger Essayssprache abgehäpelt, während das, was ich sagen wollte, mir so heftig in der Seele brennt, daß ich gehofft hatte, es in Lapidarsätzen ausdrücken zu können. Es schwebt mir als so wichtig, so dringend vor, daß ich die Mitwelt mit Gewalt dazu befehlen wollte . . . Worte möcht ich finden, so einfach und dabei doch so erschütternd, wie etwa die Rufe: „Halt!“ oder „Vorwärts!“ — oder „Rettet, flüchtet!“ oder „Land, Land!“ es sind; mit heftigem Ruck wollte ich die Binde von der Deute Augen reißen, die ihnen das verbirgt, was ich so deutlich vor mir sehe:

Die eine so einfache Erkenntnis, daß die moralische Kultur endlich ebenso angefaßt werden muß, wie die materielle —

nämlich forschend, fortschreitend, streng wissenschaftlich, ungehemmt, und nur mit diesem Ziel: zu Ruß und Frommen aller.

Für die kindlichen Völker waren die Feen in das Märchen genannt und Gott in die Dogmen. Die Feen haben die civilisierten Völker schon in ihre Laboratorien gebracht — laßet uns Gott in unser Leben bringen! Dampf, Licht, Schwere, elektrischer Funke sind gebändigt, berechnet, benutzt, um uns im materiellen Dasein zu dienen, um unsere Märchenträume zu erfüllen . . . Und ihr: Güte, Liebe, Wahrhaftigkeit, Schönheit, Gerechtigkeit, Milde, ihr ewigen Unrechte auf Freude und Seligkeit, seid auch ihr berechnet, benutzt, um unsere sociale Existenz zu regeln und den Gotttraum zu erfüllen, der seit jeher die Menschheit als ihr sie am höchsten adelndes Streben nach aufwärts drängt!

Und wie — auf stofflichem Gebiete — man alles zu überwinden trachtet, was — ungebändigt — unsere Sicherheit, unsere Wohlfahrt, unser Leben bedroht: Gift, Flut, Bliß, Feuer —, so werde auch auf moralischem Felde überwunden, was Kränkung, Unterdrückung und Qualen nach sich zieht. Schach — und immer wieder — Schach der Dual!



XII.

Manchmal, während ich da arbeite, erfassen mich Entmutigung und Zweifel. Und zwar Zweifel an der Macht, an der Nützlichkeit des geschriebenen Wortes.

Was gilt das Geschriebene im Vergleich zum Gethanen? Welches Leid ist noch je aus der Welt hinaus — welche Freude hineingeschrieben worden? Das letztere noch eher; aber in Form eines Kunstwerkes, an welchem der Empfangende Genuß gefunden, durch dessen Schönheit er gehoben und entzückt ward. Aber solches Schreiben ist eine That, während ich mich ja hier des Wortes nicht als Kunstwerkzeug bediene. Nur etwas sagen will ich, nur klagen und anklagen; da muß man wohl reden oder schreiben — einerlei, wie. Doch wirksam, wirklich wirksam und fruchtbar ist nur die That, das Leben, das Beispiel. Ich sollte hinausgehen, mitten ins Gedränge, ich sollte mit dem lebendigen Worte diejenigen zu beeinflussen suchen, die das Schicksal der Völker in Händen haben; ich sollte Unternehmungen, Einrichtungen ins Leben rufen, deren praktische Ergebnisse irgend eine Dual effektiv aufheben, irgend eine Freude, einen thatsächlichen Gewinn der Mitwelt brächten.

Es fehlt mir ja nicht an Mitteln. Wäre ich ein armer Schlucker, in niederer Stellung, dann müßte ich mich freilich damit bescheiden, der Welt nur mit Betrachtungen, Vorschlägen

und Plänen zu dienen; aber bei meinem Reichtume, meinem Range, der mir Zutritt bei allen Mächtigen der Erde sichert — was könnte ich alles leisten, alles erreichen, wenn ich mich entschlösse, mein ‚Schach der Dual‘ zu leben, statt es zu schreiben? Diese Frage peinigt mein Gewissen.

Und mein ‚Heil der Freude!‘ — wie könnte ich das auch an mir selber bejahen, wenn ich aus dieser mir auferlegten klösterlichen Einsamkeit, aus meiner Mönchszelle hinausstürmte und mir von des Lebens Wonnen pflücken ginge, was mir, dem Reichen und Vornehmen und Jungen, auf allen Schritten geboten wird?

Solche Versuchung trat wohl in manchen Stunden an alle Klosterbrüder heran, und doch hat in den vom wahren heiligen Feuer Erfüllten der Berufsdrang gesiegt: sie verachteten die Welt und lebten für ihren Himmel und bekämpften ihre Hölle standhaft weiter. Ja, wenn man einmal in diese beiden Vorstellungen sein Denken versenkt hat, da nimmt man die reale Weltegzistenz mit ihrem Flitter und ihren Sorgen, ihrem Ehrgeiz und ihrer Geschäftigkeit, ihrem Lieben und Hassen nicht mehr ernst. Erst muß man mit Himmel und Hölle fertig werden. Für den gläubigen Mönch dauerte dies freilich bis zum Tode, denn nur dieser sollte ihm das Reich der letzten Dinge enthüllen und ihm die Krone seines Strebens reichen; ich kann damit vielleicht durch Niederschrift dieses Buches fertig werden. Meine leidenschaftlichen Sehnsuchtsgefühle nach den himmlischen Freuden, meine noch leidenschaftlicheren Gefühle des Abscheus vor den höllischen Leiden dieser — ja dieser, nicht der anderen — Welt ringen ja nur nach Ausdruck, weiter nichts. Dieser Ausdruck wird mir vielleicht Erlösung bringen — auch von meiner Haft.

Was nun die Thaten betrifft, zu denen die Stimme des Gewissens ruft, Thaten, welche von positiven, freudenmehrenden

und qualvermindernden Erfolgen begleitet sein könnten, so sage ich mir dies:

Nach hundert Seiten hin wollte ich wirken können — hundert verschiedene Aufgaben sähe ich vor mir liegen, und jede würde ein ganzes Leben ausfüllen. Dann die unzähligen Hindernisse, Zufälle, Zwischenfälle, Unglücksfälle, die sich den persönlichen Unternehmungen in den Weg legen! Wer weiß, ob es mir gelänge, nur einen der vielen Pläne, die sich mir aufdringen, in der Wirklichkeit auszuführen? In der Phantasie jedoch kann ich sie alle durchträumen, bis zu Ende träumen, unbesorgt, ob bis zu ihrer Erfüllung man vielleicht noch wird Generationen schwinden sehen, unbekümmert um die Bosheit und die Dummheit, die da draußen jene Felder überwuchern, die man so gern — ein paar Körner von Güte und Vernünftigkeit in der säenden Hand — neu bebauen wollte.

Nein, die paar Lebensjahre, die noch vor mir liegen, sind, obgleich ich jung bin, viel zu kurz — und überhaupt unsicher; die Geldmittel, die ich besitze, obgleich ich steinreich heiße, viel zu gering; die Kräfte, über die ich verfüge, viel zu schwach, um durch Thaten auch nur eines meiner Ideale vollends zu erreichen; und hienieden ist alles so verschlungen, so ineinandergeknüpft, wie die Maschen eines selben Netzes, daß es überhaupt nicht möglich ist, nur einen Teil der Kultur auf ein höheres Niveau zu heben, wenn nicht gleichzeitig die anderen Teile auch mitsteigen. Und darum will ich lieber gleich alle meine Pläne zur Ausführung bringen — natürlich nur in der Phantasie. **Dichten will ich . . .**

Nicht etwa Bilder ausführen von erreichten und fertigen Paradiesen; nein, nur Bilder von den Fahrten und Kämpfen und Thaten, die ich ausführen müßte, wenn ich hinausginge, ein Ritter auf der Himmelsuche, ein Krieger gegen den Höllefeind.



XIII.

Mönchszelle nannte ich mein Schloß. In der That, dazu habe ich es mir gemacht — und ja: ich bin ein Mönch. Ein frommer, andachtsglühender, gottsehrender, fanatischer Mönch. Alle die Gründe zur Weltflucht, all die heißen Ekstasen und all die schwermütige Demut, all die Glaubensstärke und Liebeskraft, die so viele Männer und Frauen aus dem verschmähten Glanz des Weltlebens unter stillen Klostermauern gebannt hielten, die erfüllen auch mich; nur glaube ich anderes, liebe und hoffe ich anderes, als jene; namentlich weine ich über andere Schmerzen, als sie. Ihnen will schier das Herz brechen über das Golgatha ihres geliebten Heilands, über die Schwerter, die das Herz der Mutter Gottes durchbohren, über die Sündhaftigkeit und Verdammungsgefahr der Menschheit. Mir blutet die Seele über jedes Golgatha, über jedes jammergepreßte Herz; über die Sündhaftigkeit der Welt wohl auch, aber darunter verstehe ich alles, was da roh und dumm und grausam ist, und in meinen Augen sind die Menschen nicht in Gefahr, verdammt zu werden — sie sind es schon kraft des eigenen, über sich selber verhängten Fluchs.

Aber die Erlösung ist kein Wahn.

Sie liegt vor uns, und nur die Frommen ahnen und bringen sie. Denn es wird ja zu einem bewußten Erlösungs-

werk kommen müssen, zu einer im Gegensatz zu der gewählten Menschwerdung Gottes — zu einer anerkannten Gottwerdung des Menschen.

Noch eines fühle ich ihnen nach, den Klosterbrüdern und -schwestern. Sie fühlen sich im Weltgetriebe allein, genossenlos, unverstanden. Ein anderer, ganz anderer Horizont umschließt ihr Geistesauge, als derjenige, den ihre Umgebung sieht. **Ewigkeit, Anendlichkeit:** das ist's, was sie im Banne hält; wie sollen sie da teilnehmen an den Zeitlichkeiten und Kleinlichkeiten, an welche die Weltkinder gebunden sind? Die wonnigsten Himmelsfreuden und entsetzlichsten Höllequalen — beide ewig — bilden die Alternativen, vor denen sie stehen, was sollen ihnen dann die vergänglichen Duodezvergnügungen und Miniaturkummernisse dieses Erdenlebens? Und wie sollen sie Sympathie und Achtung für diese blinden, beschränkten Weltlinge empfinden, die all das Erhabene nicht sehen und nicht ahnen, die verstockt in der verdammnisbringenden Todssünde schwelgen? Bedauern kann man sie wohl — aber mit ihnen leben? — Nein! Höchstens tauscht man mit ihnen ein paar Worte durch das Sprechsaalgitter und — betet für sie.

So ergeht es mir auch. Mein Horizont ist ein anderer, als der, der das Gesichtsfeld meiner weltlichen Zeitgenossen umschließt. An die Himmel, die sie verscherzen, an die Hölle, die sie bereiten, denken sie nicht — sie wissen gar nichts davon, während ich die einen so heiß ersehne und die anderen so heftig hasse. Und so bin ich unter ihnen einsam. Aber für sie beten — was ich beten nenne, nämlich arbeiten — das thue ich wohl. Ob gut oder schlecht, diese Arbeit hier ist meine den 'armen Sündern' gewidmete Fürbitte. Es ist ein inbrünstiges 'Erbarmen! — Erlöse sie!' Doch rufe ich es nicht zu einem überirdischen Geist, sondern zu der bisher erbarmungslosen Menschheit selber: erlöse dich!

Nun muß ich mich fragen: Liebe ich auch die Menschheit, der mein andachtsvolles Flehen gilt, wie der Mönch den Gott liebt, vor dem er betend kniet?

Ja, gerade so. Denn es ist ja das Göttliche im Menschen, zu dem sich meine Sehnsucht, meine Liebe flüchtet, wenn mir das Tierische und das Rohe, das ihr noch anhaftet, ringsum Ekel und Schauern einflößt; es ist die gleiche Empfindung von Zuversicht, Hoffnung, Bewunderung, das den Gläubigen für den Schöpfer durchglüht, das mich für alle Offenbarungen der Güte, der Seelengröße und der Geisteskraft erfüllt, die vereinzelt dort und da aus Menschenthaten und Menschenwerken hervorbrechen. Dorthin geht meine Liebe. Und die Welt liebe ich, das Universum, dieses wunder-wundervolle Prachtgebilde mit seinen Sternmillionen und seinen Welten im Wassertropfen, seinen Zauberkräften, seinem nie zu erklärenden, nie zu erfassenden geheimen Wirken. Ja, du Fürchterliche, Herrliche, Blendende, Grenzenlose, mit Tod und Vernichtung Gaukelnde und dabei doch Leben- und Wonnestrogende, Welt — dich bete ich an.



XIV.

Unbrauchbar für irdisches Glücklichein, für die befriedigende Erfüllung beruflicher und geselliger Pflichten, für nützliche Thatcharbeit und bescheidene Genüsse: dazu wird der exaltierte Fromme, der immer nur an Himmel und Hölle denkt und dabei zum Fremden auf Erden wird.

Ich hab's an mir erfahren: der grübelnde Geist, der sich in die Betrachtung der irdischen Paradiese und irdischen HölLEN vertieft hat, dem ist, wie jenen, der wohlthuernd engere Horizont verloren gegangen, innerhalb dessen sich die Berufs- und Standesinteressen bewegen, die das Leben so kräftigspannend und zugleich so beruhigend auszufüllen vermögen. Ein bißchen Frömmigkeit für die Sonntage und für die Sterbestunde: das hindert nicht an der freudigen und ersprießlichen Erfüllung der nächstliegenden Alltagsaufgaben — im Gegentheil, das giebt ihnen einen etwas erhabenen Hintergrund; gerade so wie ein bißchen Philosophie für stille Besestunden die sonstige Anteilnahme am praktischen Leben nicht stört; aber nur keine ‚Heiligkeit‘ dort und kein Apostolat da, denn damit ist's um die frohe und ersprießliche Ausfüllung der einfachen, nächstliegenden Aufgaben geschehen. Und was das Schlimmste ist: in der Verfolgung der ‚Seligkeiten‘ gehen die kleinen Freuden unter.

Die lieben kleinen Freuden! Daß sie noch nie

mand besungen hat, die tausend und abertausend bescheidenen Freudenblümlein, mit welchen unsere Existenzen oft bestreut sind, wie die Waldwiese im Juni. Was ich meine: die Freuden, nicht an himmelhohen Gedanken, an Herzens ekstasen der Liebe, an Stolz-ekstasen des Ehrgeizes —, sondern an den Dingen und Sachen: Kinderfreuden im Grunde. Spielzeug in der Schachtel aus Zinn und Holzpappe, wenn man klein ist — und dieselben Sachen in natura, wenn man groß ist.

Neue Festtagskleider; aufblühende, selbstgepflegte Topfpflanzen; Vorräte in der Wäsche- und Küchenkammer; frisch eingelassene, nach Wachs duftende Zimmerböden; ein nett gedeckter Tisch . . . ich unterbreche mich, sonst könnte ich ja Seiten füllen mit solchen Nomenklaturen: wer zählt die Wiesenblümchen, von denen ich vorhin sprach, und wer zählt die Sachen und Säckelchen, an deren Besitz oder Benutzung das naive Gemüt sich erfreuen kann? Freuden übrigens, die nur den in beschränkten Verhältnissen Lebenden blühen, und jenen, die in großem Reichtum geboren und darin leben, die sich jeden materiellen Wunsch erfüllen können, ewig unbekannt bleiben. Ich habe es ja in meiner Kindheit und in meinen ersten Jünglingsjahren erfahren, was es heißt, in kleinen, bürgerlichen Verhältnissen zu leben, und habe da Freuden kennen gelernt, um die ich mich noch selber beneide. Einfachheit und Mäßigkeit: ach, die zu predigen, wie klingt das banal, und doch, ich glaube, sie werden die Grundbedingung eines würdigeren und glücklicheren Menschenlebens sein. Die Qual des Glends und des Mangels möchte ich aufgehoben sehen, aber auch die Qual der Ueberfättigung, der Genußüberbürdung, der Vergnügungsbelastung sollte aufhören, mit der die Allzureichen das Unrecht büßen müssen, das in dem mühelos besessenen Ueberfluß enthalten ist. In der Beschränkung zeigt sich der Meister, sagt Goethe — in der Beschränkung liegt auch das Glück.

„Brauchst ja deinen Reichtum nur wegzugeben, wenn es dich stört“, könnte mir einer spöttisch zurufen. Ach nein, die Beschränkung hängt nicht vom eigenen Willen ab; wer das Viel befaßt, hat die Fähigkeit verloren, sich am Wenig zu freuen. Im geistigen Gebiete ist's daselbe, auch da ist Beschränkung (in anderem Sinne als dem goethischen) man könnte fast sagen: Beschränktheit, mitunter ein Segen. Ein kleiner Kreis von Interessen: das giebt befriedigendes, erquickliches Vertiefen in diese Interessen. Für eine Kunst zu leben, für ein Geschäft, für einen Wissenszweig: wie kann man darin aufgehen und immer weiter und weiter auf dem beglückenden Pfade zur Vervollkommenung, zum Gelingen schreiten! Daneben dann zur Erholung von der ersprießlich anstrengenden Berufsarbeit die unaufregenden Freuden des Familienlebens, des Naturgusses, der leichten Lektüre, der heiteren Geselligkeit . . . beneidenswerte Existenzen!

Darin können nur jene schwelgen, denen das Heute eine Heimat bietet, die sich, mit anderen Worten, in der Gegenwart und deren Zuständen zu Hause fühlen. Seelische und physische Behaglichkeit muß ja solcher Existenzen Grundstimmung sein. Wer aber mit geschärftem Ohr das Zähneklappern der Hölle hört (jene dort drüben, oder jene hienieden), der hat das Behaglichsein verlernt, der liegt — wenn er ein Glaubender ist — in seiner Zelle betend auf den Knien, oder der — wie im vorliegenden Falle — schließt sich ab von allem Verkehr und plagt sich mit Sinnen und Denken, mit Plänen und Schreiben . . .



XV.

Nun werde ich meine Odyssee in Angriff nehmen. Die zehn oder zwölf verschiedenen Unternehmungen, zu denen es mich drängte, die aber in der Wirklichkeit zehn oder zwölf Menschenalter ausfüllen müßten, vielleicht lassen sie sich, als Fiktion, in ebensoviel Kapiteln absolvieren.

Der du mich liest, vergiß, daß ich erfinde; oder vielmehr, vergiß, daß ich mich dazu bekannt habe, eine Fiktion bieten zu wollen. Es erfordert ja nur eine gewisse, dem empfangenden Geiste gegebene Richtung, um das Empfangene — während des Lesens und Hörens — als Wirklichkeit hinzunehmen. Das ist eine Art mit sich selber getroffenen Uebereinkommens, welches so lange gilt, als man sich eine Novelle vorerzählen oder ein Theaterstück vorspielen läßt. Der Novellenerzähler und der Theaterdichter sagen ja ganz offen: „Nun führe ich dir frei Erfundenes vor“ dennoch giebt sich der Leser der Erzählung freiwillig der Vorstellung hin, es habe sich so zugetragen, und der Zuseher — wenn der Vorhang aufgezo- gen — glaubt, weil er es glauben will, auf der Bühne spiele sich ein Stück Leben ab.

Es war an jenem Morgen, nachdem ich in einer schlaflosen Nachtstunde den Entschluß gefaßt hatte, mich auf den

Weg zu machen, um die Bekämpfung der Dual mit Thaten und lebendigen Worten auszuführen.

Es war ein eigentümliches Erwachen — wie ein Gefühl des Neugeborens durchflutete es mich. In der That: die Schwelle eines neuen, ganz neuen Lebens sollte ich überschreiten, eine Laufbahn antreten, wie sie eigentlich noch niemand vor mir zurückgelegt . . . oder wer hätte dieses je zuvor gewagt: hingehen und überall — den Fürsten und den Völkern — die ganze Wahrheit sagen?

Ein Frühlingmorgen war's voll Sonnenschein. Gleich nach dem Frühstück, das ich, wie gewöhnlich, auf der Terrasse eingenommen, bis zu deren Fuß die Meereswellen spielten, ließ ich den Haushofmeister zu mir kommen.

„Durchlaucht befehlen?“

„Ich will morgen abreisen. Vermutlich bleibe ich mehrere Jahre abwesend. Darum soll mein Haushalt hier aufgelöst werden. Damit betraue ich Sie. Die ganze Dienerschaft, bis auf den Kammerdiener — auch der Sekretär begleitet mich — hat mit Vorausbezahlung eines Monatslohnes entlassen zu werden. Sie bleiben hier als Rustos des Schlosses und meiner Rückkehr stets gewärtig. Ihr Gehalt, den ich übrigens um ein Drittel erhöhe, genügt, auf daß Sie sich selber die nötige Bedienung und Verköstigung bestreiten können.“

Dann ging ich durch alle Räume des Schlosses, durch alle Wege des Gartens, durch die Nebengebäude und Stallungen und nahm Abschied. Es ist ja das alles noch so neu, noch nicht zum Heim geworden, so daß mir das Losreißen nicht allzuschwer werden konnte. Nur der Gedanke, daß ich sie auf lange verlassen müsse, machte mir all die Dinge und Räume wieder schöner und wertvoller erscheinen — es mochten wohl viele Jahre vergehen, ehe der Feldzug gegen die Dual vollendet

wurde — und ohne ihn ausgefochten zu haben, durfte ich nicht heimkehren.

Ein Tag der Reisevorbereitungen, und dann, am folgenden Morgen — hinaus!

In die Welt zurück — aber, nicht um sie zu genießen, sondern um darin ein Stück Arbeit, **ein schweres Stück Arbeit** zu verrichten. Dabei bleibe ich immerhin das Gegenstück zu einem Mönch — aber zu einem solchen, der nach fernen Gegenden zieht, als Missionär, zur Befehrung der Wilden.

Je nun, in gar mancher Beziehung erscheinen sie mir thatsächlich als Wilde, meine verehrlichen Zeit- und Standesgenossen, zu welchen meine Mission mich führte. Nicht mit ihnen wollte ich leben, ich einsamer Mann — unter ihnen allen einsamer, als in meiner Klause —, sondern nur bei ihnen, um sie zu einem Experiment zu gebrauchen. Zu diesem nämlich: ob es möglich sei, aller gewohnten Routine entgegen mitten unter den Menschen so zu reden und so zu handeln, wie man in stiller Abgeschiedenheit zu spekulieren und zu schreiben wagt.



XVI.

Der Dampfer setzte sich in Bewegung. Wie die Lokomotive ihren Pfiff, das Posthorn sein Trara — so hat auch das wasserpflügende Rad sein plätscherndes Abfahrtsignal. Man empfindet bei alledem dasselbe: ein etwas gehobenes „Also jetzt!“

Es waren ziemlich viele Reisende an Bord, und bei der Abfahrt waren die meisten auf Deck geblieben, um dem zurückweichenden Hafen nachzusehen. Auch ich wandte den Blick dahin. „Leb wohl, mein Tuskulum! Jetzt geht's hinaus in eine fremde, feindliche Welt.“

Fremd, weil die Gedanken, die ich in letzter Zeit gedacht, sie nicht bewegen.

Feindlich, weil ich ja ausgezogen war, sie zu bekämpfen.

„Prinz Roland mit Gefolge“ Natürlich war ich wieder, wie ich das gewohnt, der Gegenstand der Zuborkommenheit von seiten des Kapitäns, Dienstbeflissenheit von seiten des Personals und Neugierde von seiten der Reisegesellschaft. Und Gegenstand des Neides sicherlich. Sie muteten mir wohl alle zu, ich sei auf dem Wege zu irgend einem besonderen Vergnügen, und räumten mir das Recht ein, mich zu vergnügen — als eine Art Standesattribut — um nicht zu sagen: Standespflicht.

Mir und meinesgleichen den Weg zum Vergnügen zu ebnen, Teppiche unter unsere Schritte zu breiten: das erscheint den anderen — den Geplagten und Armen — als eine Pflicht ihres Standes. „Die Kabine Nr. 1 ist für Euer Durchlaucht reserviert.“ — „Befehlen Durchlaucht das Frühstück extra serviert?“ Und dergleichen mehr.

Diesmal war aber neben mir noch ein bevorzugtes Wesen an Bord, welchem gleichfalls Aller Aufmerksamkeiten, Bücklinge und neugieriges Interesse galten: eine junge Frauenerscheinung. Keine Prinzessin — wie ich später erfuhr —, aber dennoch eine Kronenträgerin. Die Krone der Schönheit nämlich. Dazu die Folie, die jeglicher Königlichkeit das richtige ‚Prestige‘ verleiht: — Reichtum. Zwei Kammerjungfern und zwei Diener hatte die junge Dame im Gefolge. Von höchster Einfachheit, natürlich, die Reisetoylette, dennoch von höchster Eleganz, „du bon faiseur“, wie die Kenner in Paris zu sagen pflegen.

Es ist doch etwas Schönes um den Luxus — um das Glänzende, Duftende, Prächtige . . . Ihr Schwärmer für die Einfachheit der Natur: seht euch nur die Pfauenschleppe an und das Kolibrigeschmeide und die dunkle Sammettaillie des Stiefmütterchens und sagt nicht, die überflüssige Pracht sei gegen die Natur.

Hier das Porträt meiner Mitreisenden: groß — vielleicht übergroß; sehr schlank. Etwas lange, aber sehr schmale, hoch ‚kambrierte‘ Füße. Ich nenne diese Schönheit zuerst, nicht weil ich sie über alle anderen schätze, sondern weil ich sie zuerst bemerkte; die Gestalt, als sie, dichtverschleiert, an mir vorbeiknifft; — das Füßchen, als sie am anderen Ende des Verdecks, wohin ich ihr folgte, sich in einen Schaukelstuhl niederließ und auf die Stäbchen eines vor ihr stehenden Feldsessels die gelblebneren Knopfstiefelchen setzte. Der graue Kleider-

roß hatte sich da ein wenig umbogen und zeigte das blaue seidene Futter, das ich vorhin auf dem gleichfalls sichtbar gewordenen seidenen Unterroß knistern gehört. Jetzt schlug sie den Schleier zurück, und ich sah ihr Gesicht: tadellos, fast blendend. Weichenblaue, große Augen, umrandet von sehr dichten, aufgebogenen Wimpern, ebensodichte und dunkle, fein gezeichnete Brauen; zarter Teint, auf den Wangen rosa angehaucht, der Mund klein und granatroth. Das Näschen gebogen, im Kinn ein Grübchen, die Ohrmuscheln wunderbar klein, am Hinterkopf ein massiger, sehr fest gedrehter, goldschimmernder Haarknoten.

Wer die Liebliche war? Das erfuhr ich durch den Kapitän: Fräulein **Melinda v. Korgany**, Tochter eines ungarischen Großgrundbesitzers, der eine englische 'professional beauty' und 'new woman' geheiratet hatte. Beide Eltern tot. Das vierundzwanzigjährige, sehr reiche Mädchen war ganz unabhängig und bethätigte diese ihre Selbständigkeit, indem sie ihren eigenen Haushalt führte, sich keiner Familie angeschlossen und auch keine überwachende Tante oder dergleichen über sich eingesetzt hatte.

Ob sich da vielleicht ein schönes, kleines Abenteuer anzuknüpfen ließe? Dies wäre wohl der Gedanke gewesen, der vor einigen Jahren mich bei solcher Reisebekanntschaft erfaßt hätte. Damals nämlich, als ich noch reisete, um mich zu vergnügen, da war ich mir Mittelpunkt der Welt und alles Umgebende nur Requisit der eigenen, mehr oder minder genußreichen Erlebnisse. Jetzt aber war das vorbei. Ich reisete in einer Mission. Verlieben? Das war's ja, was ich vermeiden wollte, als ich mir die freiwillige Gast aufgelegt, denn ich wußte wohl, daß Liebesleidenschaft gegen alles Uebrige gleichgültig macht. Seither aber war ja meine tatsächliche Leidenschaft der Abscheu vor der Dual, so heftig angewachsen, daß

sie es nun war, die mich gegen alles Uebrige gleichgültig machte und mich vor den Gefahren des Verliebens feite.

Mein Reiseziel war Wien — über Triest. Das ihrige ebenjo; doch beabsichtigte sie, einige Tage in der adriatischen Hafenstadt zu bleiben, während ich vorhatte, von dort mit dem Abendzuge gleich weiter zu fahren.

Dies hatten wir uns nach der vom Kapitan vorgenommenen Vorstellung gegenseitig mitgeteilt. Die Meerfahrt dauerte sechs Stunden, und diese Stunden verbrachte ich größtenteils — zuerst auf Deck, dann beim Diner, dann wieder auf Deck — neben der schönen Melinda.

Kein Schatten von Koketterie in ihrem Benehmen — die harmloseste, natürlichste Heiterkeit. Und ich meinerseits: kein Courmacher — nur Beobachter. Ich war ausgezogen, Unglück und Jammer, Laster und Niedrigkeit, Lüge und Bosheit zu bekämpfen — und das erste, was mir unterkam, war ein Bild der harmonischsten, hellsten, reichsten Lebensfreudigkeit. Diese glatte Stirn mußte noch niemals eine Sorge umwölkt haben, und hatten diese glänzenden Augen jemals geweint? Dabei ein Hauch von unberührter Reinheit

Mußte das nicht täuschen? Eine junge Schönheit, die so allein lebt, kann die wohl . . . ? Doch ich schämte mich dieses Zweifels, kaum daß er mir durchs Hirn geblitzt — sollte ich denn auch jene landläufige Form von Frauenverachtung mir zu schulden kommen lassen, die darin besteht, zu glauben, daß auf Frauentugend — ungefähr wie auf Tigerunschädlichkeit — nur dann zu rechnen ist, wenn sie mit Rüstigstäben umgeben und von einer Wärterstange (*garde-de-dame*=Aufsicht) in Respekt gehalten wird?

Es war eine Lust, dieses glückberechtigte Menschenkind zu betrachten und mir vorzustellen, daß dessen Lebensverhältnisse ihm noch gestatteten, glücklich zu sein. Sie mußte rings um

sich Liebe und Bewunderung einflößen; ihr Reichthum gab ihr die Möglichkeit, alle Freuden des Luxus, der Kunstschönheiten, des Reiselebens, der Geselligkeit und des Wohlthuns zu genießen. Ach, mir armem Qualtöter war es förmlich eine Wohlthat, da einem so strahlenden Muster vom Gegenpart meines Feindes zu begegnen. Ja, dem Himmel sei Dank — viel des Himmlischen giebt es dennoch auf unserer Erde . . .

Aber auch hierin gilt es noch, harte Sträuze auszusechten, denn die dummen Menschen strengen sich so übermenschlich an, um zu verhindern, zu verrammeln, zu fesseln, zu ersticken, was da hell ist und süß. Auf das schwere Schuldkonto unserer unvollkommenen Kultur sind nicht nur die böswillig auferlegten Leiden, sondern auch die mutwillig versäumten Freuden zu setzen.

Und als dritter Schuldposten: die Aufstapelung, die Anhäufung der Genüsse bis zu jenem Grade, der Ueberdruß und Stumpfseinn bringt. Dieses Vielzubielen und Vielzuoft, das alle Freuden entwertet, das sie ermüdend und anwidern macht — wie deutlich wird uns damit das Sündhafte jener Zustände gezeigt, welche die Lebensgüter so ungleich verteilen: dort Berge von Luxus, da Abgründe von Elend — und in beiden Extremen atmet es sich schwer. Freilich viel schwerer noch unten, als oben. — Ich mag mich nicht zu jenen Reichen gesellen, die für die Armen stets den Trost bereit haben: „O, glaubt es nur: unser Ueberfluß macht genau so viele Sorgen, wie euch euer Mangel.“ Das ist gelogen. Mangel schafft positive Qual — der Ueberfluß schafft mitunter nur wirkungslos gewordene Lust. Alle diese Betrachtungen flöhte mir der Anblick meiner Reisegefährtin ein.



XVII.

Fräulein Melinda lud mich ein, die zwei Stunden — von 7 bis 9 —, die ich bis zur Abfahrt des Wiener Zuges in Triest zubringen mußte, in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Sie hatte **auf der Terrasse** des Hotels, in dem sie abgestiegen war, Thee servieren lassen und bot mir einen Platz an ihrem Tische an. Der Maiabend war lau und duftig, und die Dunkelheit brach langsam herein. Im Hafen, auf den man von der Terrasse Aussicht hatte, schaukelten die zahlreichen Masten; von der Straße klang der Lärm von Wagen und Stimmen herauf. Auf der Terrasse standen noch mehrere andere, von Reisenden besetzte Tische, doch das unfrige, von zwei großen Orangenbäumen in Kübeln halb überdacht, war an einem entfernten Ende, und was wir sprachen, konnten die anderen nicht hören.

„Hier ist es schön,“ sagte ich „und dies ist eine schöne Stunde. Wäre ich nicht so sorgengedrückt, so könnte ich — —“ Melinda unterbrach mich:

„Sie haben Sorgen, Prinz Roland? Das hätte ich nicht geglaubt . . . Nach allem, was mir unser Kapitän über Sie erzählte, sollte man meinen, daß Ihnen nichts zu wünschen bleibt.“

„Der freundliche Kapitän scheint ja ganz besonders beflissen gewesen zu sein, uns zweien unsere respektiven Lebenslagen zu

schildern. Auch was er mir von Ihnen sagte, ließe schließen, daß Sie von besonderem Glanz und Glück umgeben sind. Ich will nicht hoffen, daß Ihnen — wie dies bei mir der Fall — dennoch Schweres auf dem Herzen lastet“

„Nein, in der That! Ich bin glücklich und sorgenlos und voll Lebenslust. Von der Zukunft erwarte ich noch Zauberhaftes . . . Ueberwältigendes . . . Vielleicht kommt es nicht, aber schon die Erwartung ist genüßvoll.“

„Ach, mein liebes Fräulein, die Welt — ich meine die Gesellschaft — ist so eingerichtet, daß das Zauberhafte und Beglückende und Ueberwältigende soviel als möglich ferngehalten, verhindert — oder doch wenigstens flach und farblos gemacht werde . . . graue Schleier über alles, was strahlt, kaltes Wasser über alles, was glüht . . . Sand und Asche über alles, was loht . . .“

„Sie sind, wie es scheint, ein arger Pessimist.“

„Nur diese Zumutung nicht! Dagegen verwahre ich mich. Der Pessimismus besteht ja selber aus grauen Schleiern, kaltem Wasser und aus Asche . . . er ist ja selber ein Leugner der Güte und der Pracht, ein Zweifler an jeglichem Glück und er hofft nicht auf den Durchbruch des Lichts und Seligen . . .“

„Sie hoffen dies?“

„Mehr als hoffen — ich zähle darauf . . . ich weiß, daß es kommt. Desto heftiger ist mein Zorn gegen die, welche dieses Kommen verzögern oder verhindern — nicht zum mindesten durch ihre so weltklug sein sollenden Zweifel verhindern. Es giebt Verbesserungen, die an gar nichts anderem scheitern, als daran, daß die Leute sagen: ‚es geht ja nicht!‘ Doch reden wir von Ihnen. Sie erwarten von der Zukunft irgend ein überwältigendes Glück? . . . Dabei denken Sie doch wohl — was könnte es sonst sein! — an Liebe, nicht wahr? . . . Hätten Sie nicht schon geliebt? . . .“

„Prinz Roland, Ihre Fragen sind unbescheiden — ich verweigere die Antwort.“

„Daran thun Sie recht. Das Thema ist — zwischen zwei jungen Menschen verschiedenen Geschlechts — immer gefährlich. Wäre ich nicht gegen Verlieben gepanzert . . . durch einen meine Seele ganz ausfüllenden Gedanken fest gepanzert —, ich hätte Ihnen schon längst eine Liebeserklärung gemacht . . .“

„Und säßen schon längst nicht mehr hier, denn ich hätte Sie sofort verabschiedet. Mangel an Respekt lasse ich mir von niemandem gefallen.“

„Ist es denn Respektlosigkeit, wenn man einem liebreizenden Weibe sagt —“

„Das, was man diesem selben Weibe, welches zufällig allein ist, zu sagen sich nimmer unterfangen hätte, wenn es in Gesellschaft einer Mutter oder eines Vaters wäre: allerdings, das ist Mangel an Achtung. Liebeserklärungen ohne Liebe, Liebespielerei überhaupt ist eine Beleidigung nicht nur für die Frau, mit der man so spielen will, sondern für die Liebe selber. Frevel ist's — Sakrilegium.“

„Sie betrachten also die Liebe als ein Heiligtum?“

„Ja, als ein Heiligtum.“

„Und dabei — das gebe ich Ihnen zu — wohl das am allermeisten profanierte . . .“

„Nun ja. Und so dulde ich es wenigstens nicht, daß mir gegenüber solche Profanation verübt wird. Wer es wagt, vor mir das Wort Liebe eitel auszusprechen, den —“

„Aber es muß ja nicht immer eitel sein? . . . Wahrlich, gerade Ihnen dürften viele begegnen, denen Sie dieses Gefühl aufrichtig einflößen, leidenschaftlich einflößen.“

„Vielen, denen ich gefalle, meinen Sie? Das mag sein. Ich bin ja hübsch, das weiß ich. Aber Gefallen finden und lieben — wie meilenfern sind diese beiden auseinander! . . .“

und das einseitige Verliebtsein, auch da, wo es aufrichtig wäre, sollte noch lange nicht das Recht sich anmaßen, sich aufdringlich zu offenbaren. Das Mysterium muß abgewartet werden: das gegenseitige Aneinanderstreben der Herzen nämlich, dann erst —“

„Nun, ich sehe, Sie haben Erfahrung in diesen Dingen . . .“

„Ich bin 24 Jahre alt und seit fünf Jahren meine eigene Herrin, und . . . Eigentlich . . . ich wollte Ihnen ja über dieses Thema jede Auskunft und Rechenschaft verweigern . . . Aber, weil es mich mit Entrüstung erfüllt, wenn ich leichtfertige Worte über die Liebe vernehme, oder gar leichtfertige Gedanken, die mich selber zu streifen wagen, zu erraten glaube, so ließ ich mich hinreißen, ein warmes Wort zu sagen . . . Reden wir von anderen Dingen!“

„Nein, Fräulein Melinda, sprechen Sie weiter . . . Ich sehe in Ihren Augen einen Funken des Bornes und zugleich der Begeisterung blitzen, das ist die Stimmung, die sich dazu eignet, beredt zu machen . . . Ich möchte einmal hören, wie ein zur Liebe geschaffenes, dabei stolzes und reines Weib über die Krone — die so oft in den Staub gezerrte Krone — des Lebens, über die Liebe denkt.“

Melinda, immer noch blizenden Auges, stand auf. Sie trat einen Schritt näher an das Terrassengeländer, an welches sie die eine Hand stützte, während sie den anderen Arm um die weinlaubumrankte Säule schlang. Sie blickte in die dämmernde Ferne hinaus, mir ihr Profil zukehrend. Und nun begann sie zu sprechen, mit leiser, bewegter Stimme, aber nicht, als spräche sie zu mir, sondern wie für sich selber und für den Weltgeist — in dem Tone also, wie man betet. Ich war gebannt auf meinem Platz geblieben und schaute zu ihr auf.



XVIII.

Melinda sprach: „Ein Zauber bist du, Liebe, eine Wunderkraft. . . Die See, die seit Urzeit damit betraut ist, deine Fackel, deine lebensentzündende Fackel durch die Welt zu tragen, sie hat sich erst in neuester Zeit dem Menschen geoffenbart: die See Elektrizität. Nicht nur, weil dem Liebesgewitter bange Schwüle vorausgeht, nicht nur, weil zwei ineinanderschlagende Herzensflammen gewaltig, versengend und erlösend sind, wie der von tosendem Donner gefolgte Blitz — noch anderes enthüllt uns der elektrische Zauber und klärt uns das Geheimniß auf, warum du — o Liebe — mit überirdischer Schönheit erfüllst, was an sich, da, wo du nicht bist und wo es dich nachahmen will, so widerlich und häßlich sein kann. Ein Stückchen Stoff, ein Stückchen wertloses Glas, beschienen von elektrischem Licht — wie leuchtet das in märchenhafter Pracht, wie ist das von lebender Farbenglut durchdrungen, gegen die alle Farben der Blumen und der Edelsteine erblasen! Und so ergeht es, wenn der elektrische Funken der Liebe zwei Menschen entzündet hat. . . Da kommt über ihr Fühlen, ihr Rosen, über sie selber nicht nur Glück, sondern Schönheit — überirdische Schönheit. . . Eine Schönheit, die sich ihrer selbst bewußt ist und stolz und selig ist ob ihrer eigenen Herrlichkeit.“

Darum kann die **echte Feuerliebe** niemals sich selber verdammen, noch von Künstlern und Dichtern verdammt werden, so sehr auch Sitte und Klugheit oder sonstwie Weltliches der Vereinigung entgegenstehen mag . . . Hat sich aber der Zauber nicht eingestellt, hat sich der verklärende, reinigende Funken nicht entzündet, dann ist das Zerrbild der Liebe: Vereinigung ohne Liebe nämlich — wahrlich jenes Abscheus wert, den die Brüderie so unterschiedslos auf das ganze — außerhalb des Standesamtes liegende Gebiet des Gottes Groß erstreckt . . . Ja, ekelerregend — ja, sündhaft, ja, verächtlich über alles ist der liebelose Kuß . . . Die Natur hat ihn nicht gewollt und hat uns Menschen eine Waffe dagegen gegeben, die ihn siegreich abwehrt: die Schamhaftigkeit. Aber diese Waffe wird nur noch von uns Frauen geführt . . . ihr Männer habt sie — dir sei's geklagt, Gott Amor! — schnöde abgeworfen. Erst bis auch ihr lernen werdet, euch zu schämen, ohne Liebe nach gefälschter Lust zu greifen, wird von den Frauen der Berg von Schande abgewälzt, unter dem ein Drittel meines Geschlechtes begraben liegt, und der Berg von Lasterhaftigkeit, der das eure begräbt — dann erst wird der ganze Schönheitszauber und alle Flammenschätze echter, elektrischer Liebeseligkeit über uns ergossen werden, die jetzt ersticken müssen . . . O, zwei Menschen, die sich lieb haben — nicht zwei Menschen, die sich gefallen, die schön und begehrenswert sind und voneinander eine Stunde flüchtigen Freudenrausches erwarten —, sondern die sich wirklich lieb haben, so innig, daß sie meinen — und sei's auch Täuschung —, es müsse fürs ganze Leben sein, die sind im Stande der kosmischen Gnade . . . die dürfen nicht nur, sie sollen einander gehören, um die ohnehin so schmerzbeladene Welt nicht um das Quantum Glück zu betrügen, das ihnen beiden geboten wird . . . Die unendliche Süßigkeit — die hingebungsvolle Verzückerung, die in liebewarmer Bärtlichkeit liegt,

die erscheint dem Liebenden als die Bürgschaft für die Reinheit und Güte seines Fühlens; das Bewußtsein des eigenen Glückes und des Glückes, das er verschenkt, giebt ihm die Sicherheit, daß, wie immer in anderen Fällen und unter anderen Umständen der Liebesverkehr sündhaft sein mag — in seinem Falle nicht nur kein Versinken in Schuld, sondern ein Aufschwung in höhere Lebensregionen stattgefunden hat . . .“

„Melinda, Melinda — und so haben Sie geliebt?“

„Ja, so habe ich geliebt, Prinz Roland. — Ja, so habe ich in herrlichen, in himmelsahnungsberauschten Stunden am Herzen eines teuern, durch mich tiefbeglückten Mannes geruht, und das hab ich keine Sekunde bereut, denn wir liebten uns . . . Das ist nun seit Jahren vorbei . . . Der elektrische Funke verlöschte — die glühenden Farben sind verschwunden . . . Wenn ich heute mit jenem Manne zusammenträfe, nicht die leiseste Liebfosung könnte ich ihm erlauben, ohne darüber Reu und Scham zu empfinden. Doch ich bin jung . . . Die Zukunft kann mir wieder das Herz zu gleicher Flamme entzünden . . . Ich suche es nicht, ich fliehe es nicht — das Wunder kann nur von selber kommen . . . Jeder aber, der sich mir zu nahen wagte, ohne daß gegenseitig heiße, verzehrende und zärtliche — ich meine überfließend wohlwollend zärtliche — Liebe schon unsichtbar ein zuckendes Feuerband um unsere Herzen geschlungen . . . den würde ich mit Empörung und Verachtung zurückstoßen. Tempelschändung ist jede Handlung des Liebeskults, da, wo der Gott nicht anwesend ist mit seiner verklärenden, verzaubernden Weihesackel! . . .“

Sie hatte ausgeredet. Nun trat sie wieder an den Tisch, nahm ihre Handschuhe, die darauf lagen, und sagte in ganz verändertem Tone:

„Leben Sie wohl, Prinz, ich will jetzt zur Ruhe gehen.

Sie haben nur mehr eine Viertelstunde bis zur Abfahrt Ihres Zuges."

"Und wenn ich jetzt bliebe, Fräulein Melinda? . . ."

Sie machte eine unwillige Kopfbewegung:

"Dann hätten Sie mich falsch verstanden. Gute Nacht!"

Sie winkte ihrer Kammerjungfer, die in einiger Entfernung an einem anderen Tische saß, und ging.



XIX.

Am nächsten Morgen traf ich in Wien ein. Oft im Leben schon war ich in dieser und in anderen Großstädten angekommen, und die Fahrt vom Bahnhofe ins Hotel hatte mir meist einen heiteren Eindruck gemacht. Die Erwartung des hier zu gewärtigenden Vergnügens, der Gedanke an die interessanten Menschen, denen ich begegnen würde, und an die interessanten Erlebnisse, die voraussichtlich meinen Aufenthalt füllen sollten, dazu das rege Straßenleben, das da an mir vorbeislog: die breiten Straßen, Paläste, Monumente, die reichen Ausschmückungen der Ladenfenster; alles dies pfl egte mich in eine genießende Stimmung zu versetzen.

Anderz diesmal. Wohl eine Folge meiner in der letzten Zeit so intensiv betriebenen Beschäftigung mit dem Begriffe Dual'. Meine Sinne, mein Fassungsvermögen für diese Kategorie der Erscheinungen haben sich durch die Übung geschärft — ich bin für alles Quälende empfänglicher, für das Erfreuende stumpfer geworden. Das Straßengetriebe kam mir auf einmal entsetzlich trübe und häßlich vor. Freilich das schlechte Wetter — es regnete — und die Morgenstunden halfen diesen Eindruck vermehren.

Um sieben Uhr früh ist in der großen Stadt noch alles

Reiche, Genießende, Glänzende in Schlaf, und nur was da ‚mühsam und beladen‘ und arm und jämmerlich ist, das ist schon auf seiner Treitmühle thätig. Was sieht man da? Die Milchwägelchen mit vorgespannten, schmerzlich bellenden Hunden; schwere Fuhrwerke, steinbeladen; ein Regiment, das zum Exerzieren ausrückt; Fleischervagen mit ihrer kläglichen Fracht festgebundener Kälber; Reihen aufgestellter Einspanner, deren magere Pferde die Köpfe beinahe bis zum Boden hängen lassen; schlecht gekleidete, schmutzige, geschäftig eilende Menschen . . .

Ich lehnte in meinem Wagen zurück und wollte nicht mehr auf die Straße sehen, aber der Gedanke ließ mich nicht los: **Morgenstunde — Stunde der Qualen.** Jetzt ist die Zeit, wo in Schlachthäusern am lebhaftesten gearbeitet wird; jetzt werden die schweren Holz- und Steinladungen geschleppt; jetzt müssen alle Tagelöhner aus ihrem Schlaf sich reißen, um an ihr mühsames Einerlei zu eilen; jetzt wirft um arme, verirrte Hunde, die die ganze Nacht angstvoll ihren Herrn gesucht, der Wafentnecht die Schlinge; jetzt wird auch, falls eine Hinrichtung stattfinden soll, der Verurtheilte zum Richtplatz geführt . . .

Traurige, düstere, hoffnungsarme Welt . . . ach, da müssen wir ein wenig Licht und Trost hineinbringen, soviel wir nur können! Langsam — aber endlich muß sich doch das Gebet nach Hilfe und Erlösung erfüllen, das schon jahrtausendelang der leidenden Kreatur sich entringt, wenn nur jener Gott den wir im Herzen tragen, anfängt, sich zu erbarmen, wenn nur endlich der Mensch — jeder, der es kann, und überall und immer, wo er es kann — erfüllt, was Goethe ihm zugerufen hat: ‚Edel sei, hilfreich und gut!‘ Doch zum Glück, noch andere Kräfte, als die noch so seltene, so vielfach in Eigennuß und Stumpfheit erstickte Menschengüte, arbeiten an der — Entquälung der Welt. Was die Technik

erringt, das räumt die erschöpfenden Mühen weg. Immer mehr und mehr wird die Maschine dem Arbeiter die Plagen abnehmen und den Tieren auch die Ueberanstrengung ersparen. Nicht der Tierschutzverein, nicht der mitleidiger gewordene Fuhrmann werden das Zugpferd so sicher von Sieben befreien, als der Automobilwagen, der die ganze Existenz — die Sammerexistenz — des Zugpferdes aufheben wird.



XX.

Im Hotel angekommen, war mein erstes, die Zeitungsblätter zu bestellen. Das heißt — nachdem ich gebadet und gefrühstückt hatte; der Körper hat ein Recht (wenn er kann!), zuerst sein Wohlsein und Behagen zu sichern, ehe der Geist an die Arbeit geschickt wird. Also erst, nachdem ich die gewohnte Nachfrühstücks-Cigarette angezündet, ließ ich Blätter kommen.

Sämtliche in Wien erscheinende Blätter. Ich wollte Ton und Tendenz der ganzen Tagespresse prüfen, denn in dieser Richtung lag mein erster Plan: **Gründung einer täglich erscheinenden Zeitung.**

Titel? Etwa nach der fixen Idee des Herausgebers, 'Schach der Dual'? Nein, der Name soll kein Programm enthalten. Der Inhalt des geplanten Blattes muß vielmehr so beschaffen sein, daß dessen Name — sei es, was immer für eine Buchstabenzusammensetzung — zur Bezeichnung seines Geistes wird. Und dieser Geist darf nicht auf einem bestimmten umgrenzten Feld sich bewegen wollen, die ganze Welt soll das Blatt ja spiegeln, und als Spiegel sei da — eine ganze Seele. Die Zeitseele. Die aber alles, was sie fühlt und ersehnt, hinausragt; die ihrem Born, ihrem Mitleid,

ihren Forderungen rückhaltlosen Ausdruck giebt, auf keinerlei Parteinteresse Rücksicht nimmt, nichts feige vertuscht, nichts ängstlich verschweigt, nichts liebedienerisch verschönt, nicht einer oder der anderen Clique und Klasse schmeichelt.

Ein solches Blatt — nein, lauter solche Blätter brauchte die zeitungslesende Welt. Das heißt, so ziemlich alle Welt, denn wer liest heute nicht die Zeitung? Wahrheit, nur Wahrheit! Das zu erhalten, hat jeder das Recht, der das bedruckte Papier um seine zwei oder fünf Kreuzer erstekt. Er will erfahren, was in der Welt geschieht; schließlich will er sich auch sagen lassen, was der Berichterstatter von dem Geschehenen denkt, aber unter der Bedingung, daß der — unter Nennung seines Namens — nur seine eigenen Gedanken offen sagt, aber nicht etwas, was den Leser in eine bestimmte Richtung irreführen, ihm etwas — nicht Ausgesprochenes — insinuieren, ihm etwas lügenhaft Gesagtes suggerieren oder etwas ebenso lügenhaft Verschwiegene verbergen will.

Natürlich kann ich nicht verlangen, daß mit einem Schläge die Gesamtpresse in den Dienst derjenigen Weltanschauung trete, von der ich — und so viele mit mir — durchdrungen sind. Es giebt eben noch gar vielerlei Standpunkte, auf welchen unsere Zeitgenossen stehen. Die einen sind aufrichtig überzeugt, daß nur auf dem Boden des strengsten Kirchenglaubens das Heil und die Würde der Mitmenschen gewahrt werden könne; andere gehen von der Idee aus, daß die Erhaltung der bestehenden Staatsordnung die höchste Pflicht sei; viele meinen, die Interessen der Rationalität müßten allen Dingen vorangehen — sehr häufig werden diese drei Gesinnungen gleichzeitig als gleichwertig und einander ergänzend verteidigt, manchmal auch getrennt. Daß alle diese Tendenzen sich auch in der Presse Ausdruck schaffen und für ihre eigene Verbreitung arbeiten — wer könnte das verhindern wollen? Doch nicht ein Anhänger

der Freiheit? Wenn aber diese, oder irgendwelche Tendenz sich zu ihrer Durchsetzung verwerflicher Mittel bedient — als da sind: bewußte Unwahrheit in den Angaben, Verschweigung der in den Ereignissen und Thatfachen enthaltenen Gegeninstanzen, Unterdrückung gegentheiliger Meinungsäußerung: so ist das eine Methode, die zu verhindern nicht nur die Gegner, sondern auch die Anhänger berechtigt wären —, denn jedes niedrige Mittel erniedrigt die dadurch gestützte Sache. Wird gar zur Verleumdung der Gegner, zur Verdächtigung ihrer Motive, zur böshaftern Verdrehung, zum Schimpf, mit einem Wort: zur Gemeinheit gegriffen, so ist das an sich — einerlei, zu welchem Zwecke es geschieht — verwerflich und verächtlich. Und das sollte niemals geduldet, niemals entschuldigt werden: das Kriegsziel, den Gegner zu schädigen und zu vernichten, kann im Meinungskrieg nicht als Rechtfertigung vorgeschützt werden, denn Gegenmeinungen, die nicht durch Gründe, nicht durch die Evidenz der Thatfachen zu nichte gemacht werden können, die sollen eben nicht vernichtet werden, denn sie erweisen sich als die richtigeren, folglich heilsameren. Wird jedoch — schlimmer noch als Gemeinheit, aber mit dieser zu meist gleichzeitig auftretend — gar blinder Haß, methodische Heße, grausame Verfolgung angewendet, dann liegt — gleichviel, auf welcher Seite es geschieht — etwas vor, das tiefen Abscheu verdient. Geringschätzung und Verfolgung sind übrigens Waffen, die nur von denjenigen angewendet werden, die die Macht und die Mehrheit besitzen. Die Schwachen, die Geringen und die Wenigen können da nicht auf gleiche Weise zurückzahlen. Verfolgt wird nur das Lamm — so sehr der Wolf auch immer behauptet, daß er auf der Defensiv steht.

Unter den Blättern, die mir gebracht wurden, fand ich solche, die als ihre laut eingestandene und in jeder Rubrik unverhohlen zum Ausdruck gelangende Tendenz, die Ver-

folgung einer Minderheit von Mitbürgern erwählt haben und dieses Amtes ungestraft und ungehindert walten. — Nun wohl: in Konstantinopel gegen Armenier die Knüttelmänner — und in Wien die Knüttelpresse gegen die Juden. Physisch quälen und totschlagen, oder moralisch quälen und alle Lebensmöglichkeit entziehen wollen — ist das nicht dasselbe?

Es ist merkwürdig, wie wenig verfeinert noch das Rechtsgefühl und die damit verbundene Rechtspflege sind. Nur die sinnfälligen, unmittelbar greifbaren Verbrechen unterstehen der Strafe und der gesellschaftlichen Achtung; die mittelbaren und moralisch fühlbaren bleiben ungesühnt und unverpönt, besonders wenn sie unter der Schutzmarke „Politik“ begangen werden. — Ein Haus oder eine Scheune anzünden? Das ist Mordbrennerei. Aber zum Hass schüren — was, wenn es etwa zum Kriege führt, tausend Häuser und Scheuern einäschern mag, das ist nationale Politik. Eine Semmel entwenden? = Diebstahl, Gefängnisstrafe. Durch Boykott=Aufforderung („Kauft nicht bei Juden“) eine ganze Handelsklasse zu Grunde richten? = Parteitaktik.

Gingegen die Machthabenden, die Staaten: die werden wohl auch gegen indirekte Schädigung geschützt — sogar gegen Kritik. Da giebt es Paragraphen gegen Majestätsbeleidigung, gegen Verächtlichmachung bestehender Einrichtungen. Man versuche einmal, eine Nummer eines antisemitischen Blattes nachzudrucken, und setze jedesmal an Stelle des Wortes „Jude“ das Wort „Aristokrat“ oder „Geistlicher“ — und die Konfiskierung ließe nicht lange auf sich warten; die Verfasser aber dieser Artikel fielen als „gefährliche Subjekte“ der Verachtung aller „Wohlgesinnten“ anheim. Und unverdient wäre diese Verachtung nicht; denn alles, was roh ist, soll der Kulturmensch zu vertilgen suchen, und die allgemeine Mißbilligung ist ja das Mittel, durch welches moralische Gebrechen am

besten ausgemerzt werden. Solange aber die Mehrzahl roh ist — und wenn auch nicht in der äußeren Form, so doch herzensroh — solange kann freilich der strafende Verfeinerungsprozeß nicht vor sich gehen. Solange das Quälen dem Zuseher und schließlich dem Quälenden selber nicht aufs tiefste widerstrebt solange wird es möglich sein, daß die Grobheit, die Verhöhnung, die Aufreizung zum Haß, die wissentliche Verdrehung, die Gemeinheit des Ausdruckes — alles Dinge, die aus dem persönlichen Umgange gebildeter Menschen doch zumeist schon ausgemerzt sind — sich noch hinter den beiden Verschanzungen: Politik und Presse, breit machen.

Daß aber der Wille, zu schaden, auch den Schädiger schädigt: dies einfache Wahrheitsfäßein — man kennt es nicht. Immer noch glauben die Leute, daß das Böse, das sie anderen zufügen, ihnen Gutes bringt; daß der Verlust des B. den Gewinn des A. sichert . . . als ob das vorhandene Gute eine bestimmte Quantität wäre, von der nur dann der eine etwas haben kann, wenn es dem anderen entzogen wird. Nein, nein! Die Güter des Lebens — alle, die geistigen, wie die materiellen — sind Arbeitsprodukte und können in unbegrenzter Quantität sich mehren. Und so, wie ein schönes Kunstwerk geschaffen und genossen werden kann, ohne daß deshalb daneben ein Pfüschwerk notwendig wäre, ebenso können die materiellen Güter: Ernte, Maschinen u., an einer Stelle anwachsen, ohne von einer anderen geraubt zu werden. An beiden, an allen Stellen werde neidlos geschaffen, und der allgemeine Reichtum wächst. Und damit das Arbeitsergebnis auch jenem Gewinn und Lohn bringe, der es hervorgebracht — genau nach Verdienst und zur Spornung jeglicher Arbeitslust, damit der Ueberfluß auf der einen Seite nicht den Mangel auf der anderen bedinge, dazu gehören nur zwei Faktoren — die freilich in das gegenwärtige sociale Leben noch nicht obligatorisch eingeführt worden,

so sehr auch die Worte dafür in allen Reden und Erlässen abgedroschen worden sind —: Gerechtigkeit und Freiheit.

Also meine Zeitung. Die kann mir ein mächtiges Mittel abgeben zur Verbreitung der Gedanken, von deren Wirkung ich mir die Ueberwindung einiger der herrschenden Qualen verspreche.

Doch — vielfach sind meine Aufgaben; ich darf daher nicht meine ganze Kraft und mein ganzes Vermögen an dieses eine Unternehmen wagen. So beschloß ich denn, ein Rundschreiben an mir bekannte Größen des Ranges, des Geistes und der Finanz zu richten, um ein Consortium zusammenzubringen, das die Lasten und das Risiko — und auch den wahrscheinlich daraus entspringenden Gewinn — der Gründung unter sich theile.

Nach langem Hin- und Hersinnen, nach wiederholtem Abändern, Verwerfen und Neuaufsetzen war endlich folgender Text entstanden:

Vorläufiger Plan
zur Gründung
einer großen, neuen Tageszeitung.

P. T.

Eine vorsorgliche Sanitätsbehörde geht täglich auf den Marktplatz prüfen, ob der Bevölkerung nicht etwa schädliche, gefälschte oder auch gewässerte Milch verabreicht werde. Aber jeden Morgen werden unbeanstandet viele hunderttausend Exemplare von mit Geist- und Herzensgift gefüllten, lügendegefälschten Geistesnahrungsmitteln aus den Zeitungsexpeditionen in das Volk gestreut.

Daß auch hier die Behörden prüfend und strafend einschreiten, das können freiheitsliebende Menschen nicht verlangen, denn wenn in Sachen von Milch und Butter und ähnlichem die Experten auch genau Bescheid wissen und das Schädliche und Gefährliche ausscheiden können, so ist dies in Sachen

geistiger Produkte von unseren herrschenden Behörden nicht vorauszusehen, denn in ihren Augen würde eben dasjenige Gefahr laufen, als schädlich erkannt zu werden, was freien und hellen Geistern frommt.

Um also der unedlen Presse entgegenzuwirken, kann man nicht erreichen, daß sie verboten, wohl aber, daß sie durch edlere verdrängt werde. Ich will nicht etwa sagen, daß alle vorhandenen Blätter schlecht seien, was man zwar annehmen müßte, wenn man — wie dies viele Leute thun — nur die antisemitische Presse liest und dieser glaubt, daß alle andersgesinnten Blätter unter dem Sammelnamen 'judenliberale Schandpresse' richtig bezeichnet seien. Daß die antisemitische Presse edel und vornehm und geistvoll sei: nun, das werden ihre eigenen Leser und eigenen Redakteure selber nicht behaupten wollen. Mit Knütteln schlägt sie um sich, das weiß man ja, das leugnet sie gar nicht. Nur glauben manche, daß die Zustände es erfordern — daß der Knüttel heilsam sei.

Rein, heilsam ist nur, was heilig ist: die Wahrheit. Social heilsam ist, was das Heil aller zum Ziele hat.

Der neue Geist — das, was werden will, braucht seine Organe und wird sich sie schaffen; das ist ein unumstößliches Entwicklungsgesetz. So müht und plagt sich denn auch das erwachende Bedürfnis nach Gerechtigkeit und Schönheit, nach Freiheit und Frieden, nach Würde und Wahrheit, das in vielen unserer Zeitgenossen lebt, um dieses so wichtige Lebenswerkzeug: Presse — und einige kleinere Blätter — Wochenblätter — sind da entstanden: 'Ethische Kultur', 'Versöhnung', 'Kritik', 'Volkserzieher' — um nur ein paar von den deutschsprachigen zu nennen.

Aber was ihnen fehlt, das sind die Mittel. Wer für irgend eine politische Partei, für eine bestimmte Regierung eintritt, der wird subventioniert. Oder wer auf den Sensations=

durst der Menge, auf deren Schalheit und Geschmacklosigkeit sich stützt — auch der wird subventioniert. Zwar nicht aus einem Dispositions- oder Kirchen- oder Spekulationsfonds — sondern vom Publikum. Nach dieser Methode betrieben — die Rechnung nämlich auf die Denkfähigkeit der Menge —, wird die Journalistik sogar zum guten Geschäft. Der lesende Pöbel ergötzt sich noch an gedruckter Tierheze, an publizistischem Tingeltangel . . . Und indem dieser Richtung gefrönt wird greift die Verrohung immer weiter um sich.

Daß aber die Veredelung um sich greife: das thut not. Medizinische Kongresse zum Schutze gegen tödliche Seuchen: das ist ganz schön. Aber die moralische Gesundheit, meine Herrschaften, die gerade so, wie die physische, von (moralischer) Reinlichkeit und freier Bewegung und unge störter Herzens- thätigkeit abhängt — die moralische Gesundheit ist zum mindesten ebenso wichtig. Affainieren wir, affainieren wir! Das ist das erste.

Ein Blatt brauchen wir also, welches — wenn sich das gedruckte Gift schon nicht verbieten läßt — ein Blatt, welches Gegengift herumtrüge, Licht in dunkle Winkel versendete und klares Quellwasser und nährenden Geistesfrucht verteilte . . .

Der Leitgedanke unserer Zeitung — nennen wir sie einfach:

Heute und Morgen

— müßte der sein: alles, was ‚heute‘ geschieht, in vollster Wahrheit darzustellen und in dem Lichte zu betrachten, in welchem der Menschheitsfreund diese Geschehnisse für das Wohl des höheren ‚morgen‘ verwertet sehen wollte.

Aber nicht klein und schüchtern dürfte das Blatt auftreten, nicht erst langsam sich Bahn brechen müssen. Nein, wie ein Meteor — so plötzlich, wie eine elektrische Sonne — so hell, wie ein Wolkenbruch — so überflutend, müßte es hereintreten.

Gleich am ersten Tage in hunderttausend Exemplaren erscheinen und durch ein Jahr lang gratis zu erscheinen fortfahren.

Ein Astor schenkte fünfzig Millionen Dollars zur Errichtung öffentlicher Bibliotheken in Amerika. Wo sind unsere Millionäre, die für jene werdende, fließende, perennierende Bücherei — die ja eine Zeitung ist — die nötigen Riesensubventionsbeträge zusammenschießen? „Heute und Morgen“ darf seine Redaktionsbureaus nicht in einer Hofwohnung aufschlagen — ein eigenes Palais muß es haben. Seine Leiter müssen so gestellt sein, daß sie — nicht nur durch ihren Charakter — sondern durch ihre glänzende pekuniäre Lage über jeden Bestechungsverdacht erhaben sind; ihre Mitarbeiter — von allen Schriftstellern, Gelehrten, Politikern die ersten — müßten so bezahlt werden, wie von keinem anderen Blatt, damit die höchsten Leistungen erlangt und würdig gelohnt werden könnten. Wie ein Erziehungswerk, ein Erhebungswerk — und dadurch ein Beglückungswerk, — sollte „Heute und Morgen“ betrachtet und daher von Menschen geleitet und geschrieben werden, die in diesem Amte eine Art Priesterwürde erblickten, die die hohe Verantwortlichkeit fühlten, die solche Machtausübung (Hunderttausende von Geistern beeinflussen, ist das nicht unberechenbare Machtfülle?) voll erfassen.

Unbegreiflich eigentlich, daß es bis heute keinem großen Wohltäter — wie die Peabody, Carnegie, Baron Girsch — eingefallen ist, ein solches philanthropisches Institut, als welches eine unabhängige, edle und dabei glänzend gemachte Tageszeitung doch sich erweisen müßte, ins Leben zu rufen. Krankenhäuser, Blindeninstitute, Altersasyle — was wäre das alles gegen eine solche Pflanzstätte geistiger Veredelungstoffe, durch welche die allgemein verzapften Giftstoffe paralytisiert würden? Finden sich denn zu solchem Unternehmen nicht die Opferfähigen, die Großmütigen, die Begeisterten, die Kühnen im Lande?

Wie, die anerkannte Großmacht Presse, deren Scepter zu führen doch eine erhabene Genugthuung sein müßte, die läßt man in was immer für Hände gleiten, je nach dem Zufall der Spekulation, der Parteiinteressen, der gemeinen Sensationsgelüste —, für die setzt man nicht als Herrscher die mit dem Gottesgnadentum ‚Talent‘ Gesalbten ein, der trachtet man nicht, eine genügende Civilliste zu sichern, auf daß sie den Hofstaat der erlesensten Geister um sich sammeln und so ihre Riesengewalt zum Segen ausüben könne, statt, wie das vielfach geschieht — zum Fluche?

So lautete die Einleitung meines Rundschreibens. Ich fügte noch Einzelheiten über die technische Seite des Projektes hinzu. Z. B. eine neue Art des Inseratendruckes: mit Vignetten für jede Kategorie und zwischendurch anekdotischer Text. Ich wollte darthun, daß neben seinem socialen Wert ein solches Blatt auch die reiche Verzinsung des darauf verwendeten Kapitals einzubringen geeignet wäre. Auch war ein Verzeichnis derjenigen Namen hervorragender Menschen beigelegt, die als Leiter und Mitarbeiter des Blattes zu gewinnen wären. Ich verschickte den Aufruf an alle Spitzen der Intelligenz und der Finanz; die Einzeichnungsliste eröffnete ich selber mit einem sehr bedeutenden Betrage.

Der Schritt blieb erfolglos. Ueberall antwortete man ablehnend:

„Will mich an keinem publizistischen Unternehmen beteiligen; es giebt ohnehin zu viel Zeitungen.“

„Gott bewahre — dem Programm nach wäre ja das wieder so ein Journal voll ultraliberaler, gefährlicher Tendenzen. Man braucht eine wohlgesinnte, Thron, Kirche und Heer unterstützende Presse, die da allen Umsturzideen energisch entgegenarbeitet. Thut sie es auch bisweilen etwas grob und nicht

gerade mit Geist und nicht immer nach strenger Wahrheit — einerlei: das ist dann nur desto populärer, also wirksamer.“

„Zeitungen sind eine zu unsichere Kapitalsanlage. Da kaufe ich mir lieber für mein verfügbares Geld die neu ausgegebenen Petroleumaktien.“

„Die Namen derjenigen Personen, die Sie als geeignet bezeichnen, in den Aufsichtsrat Ihres Blattes einzutreten, sind mir teils unbekannt, teils haben sie einen stark socialistischen, revolutionären Klang. Es ist ja einer dabei — ein Professor Friedrich Foerster — welcher einmal, Gott verzeih mir, gegessen hat, wegen Majestätsbeleidigung oder so was Ähnlichem — gleichviel: gegessen! Wie könnte man nur . . .!“

„Meine vielseitigen Beschäftigungen einerseits, meine durch andere finanziellen Untersuchungen zu stark in Anspruch genommenen pekuniären Kräfte andererseits zwingen mich, auf eine Beteiligung an Ihrer Gründung, der ich bestes Gedeihen wünsche, bedauernd zu verzichten.“

Wohlan! Soll „Heute und Morgen“ entstehen, so muß ich denn allein an dessen Gründung gehen.



XXI.

Alein — ich bin allein. Das ist so lähmend. Der Mönch in seiner Zelle ist zwar auch einsam, aber allein ist er nicht — denn wie groß ist die **Gemeinschaft**, in der sein Sinnen und Trachten sich bewegt. Er weiß, daß, was er thut: Beten, Fasten, Betrachten, thut er in Uebereinstimmung mit Geboten, welchen viel tausend andere gehorchen und noch mehr tausend andere als das höchste Ideal erkennen. Ein unsichtbarer Kreis von Zustimmung und Gutheißung umgiebt ihn; vom Himmel selber — so glaubt er — blickt der himmlische Vater und eine ganze Gemeinschaft von Heiligen beifällig auf ihn herab. Die Bände, die auf seinem kleinen Bücherbrette liegen — fünf oder sechs an der Zahl, vielleicht auch nur zwei: das alte und das neue Testament — sie umfassen für ihn den ganzen Kreis der — nicht erst zu suchenden, der erkannten, herrschenden Wahrheit. Lehrt man sie doch überall (an Heiden und Juden denkt er gerade nicht, und schließlich werden ja auch die, bis es nur, wie verheißen eine Herde geben wird, in den Schoß des Allglaubens eingehen); liegen sie doch in den Schulen, in den Familien, in den Gerichtssälen und vor allem in den Kirchen als die unumstößlichen Tafeln des Gottesworts auf. Vom Kruzifix an

der Wand winkt ihm segnend das Bild eines Freundes, seines — und damit der ganzen Welt — besten Freundes zu, des Erlösers von allem Uebel . . .

Nur wenn der Zweifel in die Zelle einzieht, dann mag die Angst der Vereinsamung den armen Klosterbruder packen, dann mag er fürchten, daß sie ihm geraubt wird, diese ganze teure, schützende, beglückende Gemeinschaft.

Mit einem solchen brauche ich mich aber nicht zu vergleichen. Zweifelgeplagt bin ich nicht; ich glaube fest und bin dennoch allein. Denn die Gemeinschaft hat sich noch nicht gebildet, die Kirche existiert noch nicht, die jene Glaubenssätze lehrt, versichert und segnet, deren Betrachtung meine einsame Andacht gilt.

Nicht als ob ich wähnte, der einzige zu sein, der so denkt und so fühlt, wie ich es thue. Unzählige sind auf der Welt zerstreut — und waren es durch alle Zeiten —, die von den gleichen Ueberzeugungen und Hoffnungen, von der gleichen Sehnsucht, dem gleichen Glaubensfeuer erfüllt sind . . . Aber das ist's ja eben: zerstreut durch die geschichtliche Vergangenheit und zerstreut unter den heutigen Erdbewohnern — ohne formuliertes Bekenntnis, ohne Gemeinschaft mit einem Wort, Jeder von ihnen — und seien sie auch Legion — ist allein.

Es überkommt mich der Gedanke: eine Zeitung habe ich gründen wollen? . . . Warum nicht lieber eine Kirche? Warum nicht all die einzelnen zusammenrufen, auf daß sie sich vereinen, auf daß sie aus jenen formellen Gemeinschaften heraustreten, denen sie im Geiste nicht mehr angehören, um sich als eine echte Gemeinde von Gleichdenkenden laut zu bekennen, sich so die Anerkennung ihres Sonderglaubens zu erzwingen und durch ihre Vereinigung jedes Glied ihrer Genossenschaft von seinem drückenden Alleinsein befreien?

Also denn: ein Aufruf . . .

Da fällt mir ein: das Ding wurde schon mehrere Male versucht. Aufrufe sind in letzter Zeit von manchen unserer nach Gedankenfreiheit und Weltverbesserung ringenden Mitmenschen ergangen. Unter eben nicht bescheidenen Namen, wie 'Weltverein' oder dergleichen, sollten schon öfters Verbindungen geschaffen werden, die kein geringeres Ziel hatten, als eine die Welt regenerierende Religion zu gründen. Doch die Aufrufe sind verhallt. Höchstens, daß ein Duzend Leute reagierten, und dieses Duzend immer wieder dieselben Leute, die sich schon auf anderen Gebieten gefunden, wo es galt, irgend etwas auf der Welt — nicht gleich die ganze — zu regenerieren.

Ach nein — mit einem Aufruf rüttelt man die Geister nicht auf. Damit eines Menschen Beckstimme vernommen werde, da muß er sie ein Leben lang in allen Tonarten, in allen seinen Werken und Thaten wiederholen; langsam bringt sie dann weiter und weiter, läßt Echostimmen erwachen, die ihrerseits wieder Echo finden. Und auch das giebt noch keine organische Gemeinschaft; dazu genügt ein ganzes, mit gesprochenen, geschriebenen und gehandelten Predigten gefülltes Menschenleben nicht — dazu gehört die Aufeinanderfolge mehrerer Geschlechter.

Wir müssen also allein bleiben, wir anderen, die wir das neue — noch namenlose — Ideal im Herzen tragen. Höchstens hin und wieder, aus den Seiten mancher Bücher, aus einzelnen Sätzen zufälliger Gespräche heimeilt es uns an: „Ja, wir gehören zusammen“. Doch das Erkennungszeichen, das Lösungswort, die solche Zusammengehörigkeit dokumentierten, die giebt es noch nicht, und noch lange, lange müssen wir einsam unsere Kreise ziehen, bis diese zu einem einzigen

großen Kreis sich erweitern. Sei's darum. Zuerst geht nur einer in die Wüste und bleibt vierzig Tage fastend, sinnend dort. Später ziehen viele in eine einsame Waldesklaufe sich zurück — und noch viel später werden ganze Gemeinschaften von Klausnern von derselben Klostermauer umschlossen.

Sieh bleibe allein. Es sei denn, daß Melinda . . .



XXII.

Die Zeitungsgründung unterbleibt, und es unterbleibt der Aufruf zur Gründung der religiösen Gemeinschaft. Eine näherliegende Aufgabe hat sich mir geboten.

Raum war ich ein paar Stunden in Wien, so ist mir eine Abart der Qual — eine bodenlos unsinnige, dabei moralisch grausam schmerzende Menschenquälerei — in den Weg getreten. Hier heißt es also Schach bieten.

Aber wie? Durch eine Flugschrift? Durch einen öffentlichen Vortrag? Nein, das verschwindet. Dort, wo die Vertreter des Volkes zu den Gesetzgebern, selber als Gesetzgeber, sprechen, wo sie vom ganzen Volke gehört, wo ihre Rede in den Blättern aller Parteirichtungen wiedergegeben werden muß, von jener Stelle will ich gegen die bewußte Erscheinung auftreten, die mein menschliches Gefühl doppelt verletzt.

Es thut mir weh, daß es Leute giebt, die davon getroffen werden und darunter leiden müssen; es verletzt mich aber auch, daß es Leute giebt, die sich zu dieser Leidenszufügung bereit finden. Wenn man foltern sieht, empfindet man — fast heftiger, als das Mitleid mit dem Gefolterten — die Entrüstung gegen den Folterer.

Run, um Daumschrauben und Eingießen siedenden Oels

handelt es sich gerade nicht bei dem Gegenstande, den ich hier berühren will — wobei ich mich selber dem ganzen Hass der Peiniger aussetze —, aber dennoch um eine abscheuliche Quälerei: um Beschimpfung, Unterdrückung, moralische Mißhandlung einer ganzen Bevölkerungsfraktion durch eine andere. Daneben sind die Zusehenden die Geschehenlasser. Auch gegen die regt sich mein heftig bitteres Gefühl. Und das muß ich einmal sagen, **ihnen allen ins Gesicht.**

So kandidiere ich denn in den Reichsrat.

Als Großgrundbesitzer in der österreichischen Monarchie kann ich ja hier ein Mandat erhalten. Was an diese Kandidatur wieder für Zeit, Kraft, Geld zu wenden wäre, ich brauche es nicht zu berechnen — es ist ja alles nur Phantasie. Also denke ich mir die Wahlagitator, die Aussprachen in den Wahlversammlungen, die erfolgte Wahl und die Wahlbestätigung als vorüber und will nun die Debatte hersetzen, an die ich meine Jungfernsrede geknüpft hätte.

Die folgenden Aussprüche der mit Namen angeführten Abgeordneten sind nicht Phantasie.*)

Ich habe meinen Platz eingenommen, zur Linken natürlich — und harre der Dinge, die da kommen werden.

Der Präsident eröffnet die Sitzung. Wohlan — nun soll von diesen Männern allen irgend ein neues Gesetz, eine neue Einrichtung geschaffen werden, welche unendlich weit verzweigte Folgen nach sich ziehen mag, von welchen die Einrichtenden nicht die blasseste Ahnung haben. Die Stimmenmehrheit wird entscheiden. Giebt es wirklich mehr Gescheite in diesem Raume, als Dumme, mehr Gelehrte, als Unwissende? Es sieht nicht danach aus. Außer fünf oder sechs bedeutenden

*) Siehe Protokoll des niederösterreichischen Landtages — Februar 1895.

Köpfen giebt es da eine Masse von nichtssagenden Gesichtern, mit mitunter rohen Zügen — Leute, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie zum mindesten — keine Gentlemen sind.

Ach, überhaupt, wo viele Menschen beisammen sind, welche Ueberfülle an Häßlichkeit! Wie wenig ist da von jenem Schliff zu sehen, der als ein Widerschein der verfeinerten Seele in Bewegungen, Organ, Kleidung, Blick und Wortwahl auch das äußere Gebaren und die äußere Erscheinung verfeinert. Zu den Pflichten der ethisierten Menschheit wird sich allmählich auch die Schönheitspflicht gesellen müssen.

Die Verhandlungen beginnen. Gegenstand: die Besetzung einer Irrenarztsstelle. Ab und zu zeichne ich in mein Notizbuch ein.

Abgeordneter Gregorig sagt: „Es wurde ein Jude in die Landesirrenanstalt als Arzt aufgenommen. Es muß der Bevölkerung Sicherheit geboten werden. Diese Sicherheit ist nicht geboten, wenn man dort Juden anstellt. Wir wissen, daß der Jude in der Regel für alles zugänglich ist. Es werden Leute eingesperrt, die nicht verrückt sind, und da ist es gefährlich, wenn Juden angestellt werden, die solchen Umtrieben leichter als christliche Ärzte zugänglich sind. Die jüdischen Ärzte sollten womöglich verdrängt und das christliche Volk vor den Praktiken der Juden und der Talmudmoral geschützt werden.“

Dr. Karl Rueger: „Man mag Antisemit sein oder nicht, so muß man zugeben, daß der Jude als Arzt in einem Irrenhause nicht verwendet werden kann. Daran kann kein gebildeter Mensch zweifeln. Dr. Weitlof ist auch Antisemit in seinem Innern, aber die alten Herren wollen sich mit den Juden halt nicht verfeinden.“

Bacher leugnet nicht, daß die Antisemiten auf Abänderung der Staatsgrundgesetze lossteuern und überzeugt sind, daß diese Aenderung eintreten werde. „Unsere Armee wird nicht schlechter werden, wenn wir alle Juden daraus verlieren. Jeder gebildete, denkende, praktische Mensch weiß, was der Jude ist. Seneka hat sie das verbrecherischste Volk auf dem Erdboden genannt, das verächtlichste Volk. Ich bitte Sie, Voltaire zu lesen . . .“

Präsident fordert den Redner auf, bei der Sache zu bleiben.

Bacher: „Das gehört ja zur Sache und ist der Grund, warum man keine Juden anstellen kann. Voltaire hat gesagt, daß die Juden das verächtlichste Volk seien, das jemals die Erde besudelt hat.“

Schneider: „Professor Hyrtl hat gesagt, man müßte für die Juden eine eigene Species schaffen, schon wegen ihrer eigenartigen Konstruktion der Wirbelsäule. Schauen Sie sich nur einen Juden an. Er ist thatsächlich total verschieden gegen uns. Seine langen Arme, seine geschwungenen Beine und Plattfüße — wie der Kopf, wie die Augen sitzen . . . es ist ein totaler Unterschied . . . ich gehe sogar so weit, daß bei chemischer Analyse zwischen Jud und Nichtjud ein anderes Spektrum herauskommen muß.“ (Schallendes Gelächter bei den Antisemiten.)

Präsident: „Sie entfernen sich vom Gegenstand der Debatte.“

Gregorig: „Es handelt sich um eine Rasse, die mit den übrigen menschlichen Rassen nichts gemein hat. Schon im Deuteronomium ist eine Stelle, worin es heißt: „Ich gebe dir ein furchtbares Herz und unstetes Auge. Wo du hingehst, wirst du vertrieben werden, und nirgends wirst du Ruhe

finden.' Das ist doch der ewige Jude, wie er nicht besser geschildert werden kann."

Pater Schnabel: „Bravo! Sehr gut."

Schneider: „Man hat dem Juden die Freiheit gegeben — man kann sie ihm wieder nehmen, und man muß auch den Christen die Freiheit geben, sich ihre Peiniger vom Halse zu schaffen. Die Juden werden uns zu viel, wir können sie nicht mehr aushalten. Die Juden leben ein halbmal länger als die Menschen und vermehren sich kaninchenartig."

Schneider: „Wenn ein Jude einen Juden als Arzt haben will, so kann er sich meinetwegen von ihm vergiften lassen; je schneller, desto besser; aber Christen sollen sich von christlichen Ärzten behandeln lassen."

Gregorig: „Schrecklich, wenn ein Christ seine tote Frau von einem Juden muß beschauen lassen. Möge endlich auf die christliche Bevölkerung Rücksicht genommen werden, damit sie die Geduld nicht verliere und die Juden austreibe. — — — Ja, die Juden austreiben und alle Judengüter einziehen. Das möge recht bald geschehen. Das walte Gott!"

Ich klappte mein Notizbuch zu und bat ums Wort.

Würde ich denn reden können? Entrüstung ist ein Gemütszustand, der den Atem verschlägt, die Gedanken untereinanderjagt, der die Stimme rauh macht und die Sätze zerhackt.

„Abg. Prinz Roland hat das Wort", sagte der Vor-
sitzende.

Ich stand auf — blieb aber noch einige Augenblicke stumm. Es galt, heftige Ausrufungen zurückzudrängen, die ich gern ausgestoßen hätte, und ein paarmal schloß ich, mich in die Lippen beißend, den schon geöffneten Mund. Endlich,

mit erzwungener äußerer Ruhe, aber innerlich bebend, fing ich zu sprechen an:

„Nicht an jene, die wir eben gehört, will ich meine Gegenrede richten . . . Mein grollgefülltes, vorwurfsvolles Staunen wendet sich an die, die all das hier Gesagte angehört und dazu — schweigen. Sie alle, die nicht so denken, wie die Voredner — vor allem die Betroffenen, es sind — neben ‚den Menschen‘ — auch einige Juden in diesem Hause, und die anderen, deren geistiger Horizont über Rassenvorurteile hinausreicht — Sie alle lassen solche Haßaufreizungen, solche Bedrohungen, solche — Ungeheuerlichkeiten unwidersprochen in das Protokoll ihrer Verhandlungen eintragen, unwiderlegt soll es in den morgigen Blättern in die Welt hinausdringen. Wenigstens soll dieses Schweigen nicht ungerügt bleiben, wenigstens soll es heißen, daß einer aufstand, der den Schweigern sagte: was wir eben hören mußten, ist mitunter empörend — empörender aber ist der nicht erhobene Protest.

Auf der offenen Straße, meine Herren, in gesittetem Lande hat man Sicherheit. Geht man da seines Weges, und irgend ein Grobian oder persönlicher Feind würde sich vor einen hinstellen und Injurien sagen und ausspucken, oder einen gar am Leben bedrohen, gleich wären, noch ehe man um Hilfe gerufen, die Passanten zur Stelle und würden den Bedrängten befreien, den Attentäter aber festnehmen . . . Hier jedoch in diesem Hause — in diesem ‚hohen‘ Hause — herrscht solche Sicherheit nicht. Hierher ist, wie es scheint, die Gesittung nicht gedrungen, welche einen Menschen unter Menschen gegen rohe Mißhandlung feilt. Die Vorübergehenden — vielmehr die Nebensitzenden — schauen ruhig zu, wie ein paar Leute eine ganze Gruppe von gesetlich gleichberechtigten Mitbürgern in ihrer Ehre kränken, in ihrem Besitz gefährden und an ihrem Leben

bedrohen niemand rührt sich. Denn die paar Leute nennen sich eine Partei, und ihr Parteiprogramm besteht ja eben aus diesem Injurien Sport — und die hier herrschende Redefreiheit verbürgt ja jeder Partei das Recht, ihre Ziele zu verfechten. Die Frage wäre wohl statthast, ob denn ein Programm, das nur aus dem Kriege gegen eine Bevölkerungsfraktion besteht, überhaupt als ein politisches, als ein mögliches Programm hätte anerkannt werden sollen; — ob denn nicht das bürgerliche Gesetzbuch und der moralische Anstand die Schranken aufstellen müßten, wo eine Bestrebung aufhört, sich 'Partei' nennen zu dürfen —, weil sie an Tollheit und an Verbrechen streift? Beschimpfung, Verhöhnung, Gewerbsentziehung, Vertreibung, Gütereinziehung . . . Sie haben ja gehört, wie diese gewalthätigen Dinge hier theils geübt, theils empfohlen wurden — das soll ein politisches System sein? Das zu betreiben, soll als ein konstitutionelles Recht gelten? Nun denn, wenn das Antigefühl — nämlich eine auf persönlicher Abneigung beruhende, jede Willigkeit von vornherein ablehnende Gesinnung zu Verfolgungs- und Ausrottungsmaßregeln berechtigen soll; wenn es als parlamentarisch und legislativ statthast erscheint, ein solches Gefühl und eine solche Gesinnung zur Parteilosung und zur Direktive der politischen Aktion zu machen, dann könnte sich ja gleich die ganze Volksvertretung in lauter Antiparteien spalten — Antigutsbesitzer, Antikatholiken, Antislaven, Antideutsche, Anti-, warum nicht? Antirothhaarige — auch gegen diese Gattung hat man mitunter eine Art Xbiosohtkrasie —; und wenn sich nun alle diese Fraktionen als Parteiverbände organisierten und jede von ihnen die von den Antisemiten gebrauchte Methode⁷ anwendeten, d. h. in allen Tonarten die Objekte ihres speziellen Antieifers der Achtung und Ausrottung zu überliefern — das ergäbe dann einen gegenseitigen Vernichtungskrieg — eine Entbölkerung

des Landes mittelst allgemeiner Ausweisung — kurz, einen allerliebsten Erfolg des parlamentarisch = konstitutionellen Regimes.

Doch da hat's keine Gefahr. Es wage hier einer zu sagen: „Alle Aristokraten sind Schufte“, oder „Ziehen wir sämtliche Kirchengüter ein“ — sofort würde ihm das Wort entzogen, sofort würde die allgemeine Entrüstung gegen die Wiederholung ähnlicher Aufreizungen sich erheben. Denn die genannten Gruppen — Adel und Kirche — besitzen Macht und Ansehen, und nur gegen schwache Minderheiten kann in unserem Rechtsstaate Unrecht geübt werden. Die Betroffenen haben nicht die Kraft, sich selber zu wehren, und die anderen wollen nicht — durch Parteinahme für die Bedrängten — sich der Gefahr aussetzen, mit beschimpft zu werden.

Uebrigens, daß sie Bedränger seien, das verhüllen die Antisemiten, indem sie sich als die Befreier des bedrängten christlichen Volkes ausgeben. Die ‚Peiniger‘, so drückte sich Abgeordneter Schneider aus, seien die Juden. Nicht nur Peiniger — Mörder sind sie. „Wenn ein Jude einen Juden als Arzt haben will, so mag er sich vergiften lassen“, bemerkte der Herr Abgeordnete, „und je früher je lieber“, fügte er humorvoll hinzu. — Kein Ordnungsruf strafte diese Worte, und wenn die Presse sie berichtet, so geschieht es in den ‚christlichen‘ Blättern mit Beifall und in den ‚judenliberalen‘ ohne Aufschrei der Entrüstung!

Im bürgerlichen Leben kann es einem Menschen nicht geschehen, gleichviel, welchem Bekenntnisse oder welcher Nation er angehört, daß man ihn, ohne Beweise seiner Schuld, als Mörder anspreche; auch nicht, daß man ihm sage, er sei überhaupt kein Mensch. Aus jedem öffentlichen Lokale, aus jedem Privathause würde einer, der sich so tödlich beleidigender Sprache, so rohen Tones bediente, einfach hinausgeworfen — nur hier

in diesem Hause, wo das Gemeinwohl der Bevölkerung gefördert, wo neue, die Hebung der Kultur bezweckende Gesetze geschaffen werden sollen, wo einst ein edlerer Ton herrschen mußte, als überall anders — wie aus den Redensarten „unparlamentarischer Ausdruck“, „parlamentarischer Anstand“ hervorgeht —, nur hier sind jetzt Redewendungen und Beschimpfungen geläufig geworden, die nirgends, außer im Parlament, angewendet werden dürften. Die Immunität der Abgeordneten ist eine schöne Sache; — aber nur vor dem Eingreifen des Staatsanwaltes sollten Ausführungen des Volksvertreters geborgen sein, nicht vor dem ungeschriebenen Gesetz der Gefittung. Was man hier seit neuester Zeit sich allmählich einschleichen ließ, das ist ja die Immunität der Gemeinheit. (Murren. Rufe: „Sie beleidigen das Haus“, „Zurücknehmen!“) Wie? Ein Centner Schmähungen gegen eine ganze Klasse von Mitbürgern — ohne sachliche Begründung, nur als Ausdruck der Gehässigkeit vorgebrachte Schmähungen, sollen ungerügt bleiben — die ungeschminkte Bezeichnung thatsächlich im Hause geübter Art hingegen soll strafbar sein, soll zurückgenommen werden? In meinen Notizen sehe ich unter anderen gleichwertigen Aussprüchen den Satz: „Die Juden leben ein halbmal länger, als die Menschen, und vermehren sich kaninchenartig“. Ist diese Sprache etwa staatsmännisch, oder wissenschaftlich, oder vornehm in Ton und Gesinnung, oder nicht einfach — ja sogar absichtlich — gemein? Solche Dinge widerlegen oder mit gleicher Münze zurückzahlen? Nein, das kann man nicht. Widerlegt zu werden, verdienen nur solche irrige Ansichten, die der andere im guten Glauben vorbringt, daß sie richtig sind; hier aber — immer als Parteitaktik — werden Sachen gesagt, von denen die Redner selber ganz gut wissen, daß sie der Wirklichkeit nicht entsprechen; ihr Motiv ist Zorn und Bosheit, ihr Zweck Verhöhnung und Verletzung. Wieder

ist es jener verhängnisvolle Denk- und Gefühlsfehler, daß der Zweck die Mittel heilige, welcher die Leute, die glauben, daß die Judenschaft irgend welchen wirtschaftlichen oder religiösen Schaden bringen könne — diese Leute veranlaßt, sich jedes Mittels zu bedienen, um den vermeintlichen Feind zu vernichten: das ist Kriegsmoral. Und die anderen, die nicht selber Antisemiten sind, hören ruhig zu und lassen die schlechten Mittel — nämlich die wahrheitslosen Argumente und die Haßaufreizung — ruhig gewähren, weil auch sie einen Zweck haben, sei dies Stärkung der eigenen Partei, Vermeidung grober Angriffe, Bestrebung, es sich mit der populären Strömung, oder mit der Geistlichkeit, oder mit den hohen Kreisen nicht zu verderben; kurz, irgend einen Zweck, dem zu Liebe auch sie über die Schlechtigkeit ihres Mittels — nämlich das Mittel, bei solchen Anlässen zu schweigen — sich hinwegsetzen. Wenn ein Gregorig oder ein Schneider wirklich des mittelalterlich finsternen Glaubens lebt, daß der Jude kein Mensch, sondern ein verächtliches, aller Verbrechen fähiges, die christliche Gesellschaft ‚peinigendes‘, untermenschliches Geschöpf sei — nun, dann ist er durch die Aussprache dieses Glaubens wahrlich weniger tadelnswert, als derjenige, der ohne Vorurteil ist, der selber viele Juden kennt, die er schätzt und achtet, der ihnen in deren eigenen Häusern die Hand schüttelt und hier in diesem ‚hohen Hause‘ sie ruhig verunglimpsen läßt. Würden Sie denn, meine Herren, ebenso ruhig zusehen, wenn einer einem jüdischen Gelehrten, den Sie hochhalten, das Haus anzündete, oder einer jüdischen Dame, die Sie verehren, einen Schlag ins Gesicht gäbe? Und sind das hier nicht gesprochene, stenographierte und in hundert Blättern gedruckte Brandfackeln und Ohrfeigen? Wie leicht könnte man hier jedes solche Wort durch kräftige Gegenworte, durch energische Ordnungsrufe paralyfieren, während man es durch die Wider-

spruchslosigkeit gleichsam bestätigt. Was ist verdammenswerter: der unwissende Fanatismus der Brandstifter, oder das feige und thörichte Verhalten der Nichtlöcher? Thöricht — ja; denn ungestraft kann man nicht in eine Institution die Giftstoffe der Bosheit und der Gemeinheit einsickern lassen. Der hier angeschlagene und geduldete Ton wird sich, wenn möglich, noch verschärfen, auf alle Verhandlungsgebiete übergehen und wird — wenn nicht rechtzeitig, sei es auf dem Wege der Geschäftsordnung oder durch die endlich erwachende allgemeine Empörung, ausgemerzt — der Tod des Parlamentarismus sein. Das Volk selber wird es nicht mehr dulden, daß den Ausschreitungen, die auf der Straße oder im Privathause unstatt- haft sind, im Volksvertretungshause zur täglichen Uebung werden. Hemdärmel-Mühen mögen auf der Dorfsegelbahn noch hingehen, — dort handelt sich's doch nur um gut aus- geholte Schübe — hier aber, wo es sich darum handelt, Ge- setze und Einrichtungen zu schaffen, welche das Wohl und Wehe der Gesellschaft bestimmen, hier könnte man doch zum mindesten verlangen, daß wir unter Gentlemen seien. (Rufe: Oho!) Also nur das ‚Mensch-sein‘ darf man einigen hier ungerügt absprechen?

Glauben Sie mir, als untrügliches Kriterium über die Berechtigung einer These, über die Ersprießlichkeit einer vor- geschlagenen Maßregel bildet die Methode, mit welcher These und Maßregel verteidigt werden, bildet der Hoch- oder Tief- stand der Geistes- und Herzensbildung ihrer Verteidiger. Nur das Edle frommt, mag auch das Uedle siegen. Sei die Gemeinheit nun wirklich in der Gesinnung des Anwalt's ent- halten, oder nur als derbe Waffe gebraucht — um die Sache ist es da jedenfalls schlecht bestellt. Die Natur hat uns Sinne gegeben, die durch das Schädliche beleidigt werden und auf diese Art uns warnen und schügen. Was häßlich, was

rauh, was schneidend ist, was die Ohren zerreißt, was übel riecht — das birgt irgend welche Gebrechen, Gefahren, Fäulnis und Schmutz . . . Unsere Seelen sind auch mit solchen warnenden Sinnen ausgestattet: was unästhetisch und unethisch ist, was moralisch verletzt und ekeft, was weh thut und weh thun will, das ist sicher verwerflich und verderbendrohend. Der hat nicht die Wahrheit und das Heil für sich — mag er auch immerhin den Erfolg haben —, der für seine Zwecke, statt an die hohen, an die niederen Instinkte des Menschen appellieren muß, der, statt klare Erkenntnisse, gerades Rechtsgefühl, helle Begeisterung, milde Liebe zu erwecken, sich bemüht, dem Aberglauben, der Lust an Vergewaltigung und Verfolgung zu frönen, den Neid aufzustacheln und den Haß. Vom Wehethun sprach ich vorhin — vom absichtlichen Wehethun. Das ist hier geschehen. Es wird in dieser Körperschaft, deren einzig vorschwebendes Ziel das Allgemeinwohl sein sollte, einem Theile der Bevölkerung, darunter auch hier Anwesenden, gebliffentlich Schmerz zugefügt. Regt sich denn kein Mitgefühl?

Meine Herren, in mir sehen Sie einen Mann, dessen Wahlspruch lautet: 'Schach der Dual'. Das Traurigste, das Hassenswerteste, was die Welt enthält, ist zugefügtes Leid, und davon sie zu befreien, erscheint mir als der Weg zum Heil. Nichts Gutes, nichts Nützliches kann aus absichtlich verhängtem Schmerz, aus angethaner Kränkung sprießen. Doch wenn die Vollbringer jener Kränkungen sich auch für Richter und Rächer und Retter ausgeben, oder sich dafür halten — was also noch eine Entschuldigung sein kann —, welche Entschuldigung haben die still Zusehenden, die doch wissen, daß die Gefränkten nichts verbrochen haben und nichts zu verbrechen drohen? Keine! Nicht einmal eine Erklärung finde ich dafür. Unverständlich bleibt es mir, daß hier, wo mit

dem Gewicht von Worten Geschiehe entschieden werden, man in eine Waagschale Worte sinken läßt, die das Gefühl so tief verletzen müssen, ohne in die andere Waagschale das Gegengewicht entrüsteten Widerspruchs zu schleudern.

Nun denn, so habe ich es jetzt ausgesprochen, dieses leidenschaftliche Gegenwort und will zunächst — —“

Präsident: „Herr Abgeordneter, Sie sprechen schon lange nicht mehr zur Sache; auch müssen Sie selber bemerken, daß Sie die Aufmerksamkeit des Hauses nicht mehr besitzen, ich sehe mich daher veranlaßt — zu meinem Bedauern —, Ihnen das Wort zu entziehen.“



XXIII.



U n der That, es hörte mir niemand zu.

Vielleicht hatten die anderen auch nicht jenen zugehört, deren Ausführungen ich entgegengetreten war, und vielleicht waren sie deshalb unwillkürlich geblieben. Mein — wie es scheint —: einander erziehen, beeinflussen, überzeugen: das können die Parlamentarier nicht. Damit die Volksvertretung gebessert werde, dazu gehört vor allem die Erziehung der Wähler, die Erhebung des Volkes.

Ich will aber nicht gesagt haben, daß nur die rohen Instinkte es seien, nur die Bosheit, der Neid, die Unbildung, welche die Wählerschaft bestimmen, solche Vertreter ins Parlament zu schicken, die ihre Sache auf den Haß gestellt und ohne alle wissenschaftliche oder thatsächliche Begründung Verheugungspolitik betreiben. Das ist nicht der Fall. Bei vielen, die für den Wahlsieg der Antisemiten agitieren und — beten, wirken Gefühle des aufrichtigsten Tugendbedürfnisses, ja der wärmsten Frömmigkeit mit. Nicht was in ihren Seelen Niedriges gärt und lauert, treibt sie zu dem grausamen Hepp=hepp=Gebaren, sondern im Gegenteil, das, was als Heiligstes drin lebt: — ihre Religion, die sie für gefährdet halten, die sie retten wollen, um jeden Preis. Denn die Kirche steht hinter — oder vielmehr ganz offen in der antisemitischen Be-

wegung; sie stützt und fördert sie durch ihre ganze Presse, durch Predigten und angeordnete Gebete.*) Die Judenbekämpfung: für die einen mag sie Hochmutssport, für andere Konkurrenzunterdrückung, für manche „a Heg“, für die meisten gedankenloses Mitthun einer politischen Mode sein — im Grunde ist sie doch eine Glaubenshandlung, ein **Autodafé** und darum so mächtig, darum bis in die höchsten, ostentativ — vielleicht auch überzeugt — religiösen Kreise dringend, und diesen so sympathisch.

Einstens sahen die hohen Herrschaften — obwohl der Anblick doch etwas Widerliches an sich haben mochte — mit Genugthuung und Weihe den Kegerverbrennungen zu; heute hören und lesen sie mit Beifall die parlamentarischen Ausfälle der Antisemiten.

Am 6. April 1724 fand zu Palermo eine der letzten, besonders glänzenden Glaubenshandlungen statt, von der ein Mitglied der Inquisition nachstehenden Bericht hinterlassen hat. Man liest solches mit Staunen und Entsetzen — und ebenso wird man einst die Protokolle unserer jetzigen Abgeordnetenhaus- und Landtagsitzungen lesen.

„Die Kosten des glorreichen Festes an dem genannten Tage wurden aus der königlichen Kasse bestritten, damit es mit aller möglichen Pracht begangen werden könne und zur Erbauung der Rechtgläubigen nichts zu wünschen übrig lasse. Vor der Kathedrale wurde das sogenannte Kechertheater aufgeschlagen, wo den Sündern ihr Urtheil verlesen werden sollte. Auf dem St. Erasmusplatze wurden die Zurüstungen zur Hinrichtung getroffen. Am Eingange war ein ungeheures weißes Kreuz aufgepflanzt.

*) Für die christlich-social ausgefallenen Wahlen wurden in den Wiener Kirchen Danksagungen an die Jungfrau Maria angekündigt, ebenso öffentliche Gebete um die Genesung des erkrankten Dr. Lueger.

Um den Platz zogen sich bedeckte Logen, die für die hohen Herrschaften, vorzüglich für die Damen, bestimmt waren. Zwei dieser Logen waren besonders prächtig. Die eine war dem Senate, die andere der Prinzessin Resuttana, der Gemahlin des Prätors, und den von ihr eingeladenen vornehmen Frauen vorbehalten. (Wenn heute die Antisemitenführer im großen Musikvereinssaale zu Wien zur Verachtung und Boykottierung der Juden auffordern, so fehlen auch die Prinzessinnen in den Logen nicht.)

Alle Vorbereitungen zu dem gräßlichen Schauspiel waren tags vorher vollendet, und eine glänzende Prozession um den Platz vor der Hauptkirche verkündete die Feier des nächsten Morgens. Fürsten, Herzoge, Minister, Offiziere, Hof, Stadt und Land nahmen teil an dieser Feierlichkeit und trugen Baldachine über Bischöfe, Inquisitoren, Senker und die übrigen Agenten des heiligen Officiums.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang ward dem Keger, Bruder Romuald von St. Augustin und Schwester Gertrude das Urteil verkündet. Die Prozession am Tage des Autodafés war bei weitem glänzender, als die tags zuvor. Die beiden Verurtheilten erschienen ganz zuletzt. Sie waren mit Gewändern bekleidet, die ganz mit Pech überdeckt waren, und trugen papierne Bischofsmützen, auf welche man Flammen und Teufel gezeichnet hatte. Sie waren von 40 Reitern — den ausgezeichnetsten Personen des Landes — umringt. Hinter ihnen kamen die erlauchten Inquisitoren, auf weißen, mit schwarzem Baum- und Sattelzeug geschmückten Maultieren reitend, in großem Kostüm, mit je zwei Adeligen zur Seite.

So gelangte die Prozession durch eine ungeheure Volksmenge, die ein frohlockendes Geschrei ausstieß, auf den Platz. Jeder nahm den ihm nach seinem Range zukommenden Platz ein, und die Feierlichkeit wurde durch eine Predigt eröffnet:

„Surgite et venite ad iudicium — ihr scheußlichen, entseßlichen Ungeheuer keizerlicher Verworfenheit! Da seht ihr es im Angesicht der Welt, cum potestate magna et majestate, sich erheben, dieses hochheilige Glaubensgericht, das anschauliche Gleichbild der Allmacht! Denn die erhabenen Personen, aus denen es besteht, haben nie etwas für den Triumph des Glaubens unternommen, ohne die göttliche Gegenwart anzurufen. Exurge, Domine, et judica causam tuam.“

Nun folgt die Beschreibung der Urteilsvollstreckung: —
— — Schwester Gertrud ward zuerst auf den Scheiterhaufen geführt. Man zündete ihr zuerst die Haare an, um ihr ein wenig den Schmerz fühlen zu lassen, den sie erdulden würde. Dann erst zündete man ihren Pechrock an. Bevor man Bruder Nomuald sein Schaffot besteigen ließ, zeigte man ihm — um sein Entsetzen und seine Reue zu erwecken — Gertruds Qualen. Man band ihn an den Pfahl und steckte sein Pechkleid in Brand. Mitten in seinem Bestreben, dieser Marter zu entgehen, sah man ihn auf das Feuer blasen, wie um es auszulöschen, während sein Kopf bereits von den Flammen erreicht wurde. Man zündete den Scheiterhaufen an, und je stärker das Feuer brannte, desto unsinniger gebärdete er sich. Bald brach der Boden, auf welchem er stand, und er stürzte in den Ofen, und seine Seele zog aus den Flammen, die seinen Körper verzehrten, zu den ewigen Strafen über, die er in seiner Verblendung abgeleugnet hatte.“

Soweit das alte Dokument.

Hundertundfünfzig Jahre der fortschreitenden Kultur haben den Geist, der aus diesem Inquisitionsberichte spricht, wohl etwas abgeschwächt, aber aus jenen Parlaments- und Versammlungsprotokollen fühlt man noch sein Wesen . . . und noch immer unter der Schutzmarke ‚Christlich‘ wird der Nebenmensch verbrannt, gesteinigt — wenn auch nicht mehr thätlich,

so doch moralisch; und noch immer sind es die Vornehmen und die Vornehmsten, die solche Glaubenshandlungen patronisiren. Und dabei fühlen sie sich nicht grausam — fühlen sich fromm. Prinzessin Nesuttana, die Gemahlin des Prätors, war sicherlich eine gar gottesfürchtige, allgemein verehrte Edel-dame — ebensosehr von der Ueberzeugung durchdrungen, gottgefällige Pflichten zu erfüllen, wie es unsere heutigen hohen und höchsten Protektorinnen des Antisemitismus sind. Nein nein, durchlauchtige Nesuttanas von 1724 und 1897: heilig kann nimmer sein — wenn man es auch stets so benannt hat —, was die Mitmenschen schmerzt und foltert, an Leib oder Seele — was quält, mit einem Wort.

Dieser kurze Exkurs in die Vergangenheit erfüllt mich mit tieftraurigem Schaudern. Ueberall, wo man die Geschichte aufschlägt, solche Greuel, solche Fülle des Leids — aus thörichtester Verblendung von einem dem anderen zugefügten Leids! Ich kann mich in das stolze, beinahe neidende Gefühl nicht mehr zurückdenken, das die meisten Menschen bei historischen Studien, bei Heraufbeschwören der farbenreichen Bilder aus alten Zeiten empfinden, und das auch ich in der Kinderzeit empfunden habe, wenn ich in Geschichtsbüchern las, oder wenn in alten Schlössern und Museen ‚historische‘ Erinnerungen in mir aufstiegen: große Schlachten, Völkervertreibungen, niedergeworfene Aufstände — heute erfüllt mich diese Kette von Gewalt- und Mordthaten, von fanatischen Grausamkeiten und Thorheiten, die da als Geschichte gelehrt wird, mit Abscheu. Wohl hat sich des Schönen und Erhabenen, des Weisen und Gütigen auch viel abgespielt im Laufe der vergangenen Jahrhunderte; aber bislang hat die Ueberlieferung fast nur das Gewaltthätige und Blutige festgehalten. Und statt mit Cy-pressen hat Historia jene Trümmersfelder mit Lorbeer bepflanzt; statt der Thränen weicht sie der Erinnerung all des Jammers

stolze Jubelweisen; für die Schmach der sklavisch erduldeten und tyrannisch auferlegten Mezeleien der sogenannten „großen Eroberer“ hat sie ein schillernd hohles Wort erfunden — schillernd und hohl wie eine Seifenblase —: das Wort Ruhm.

Das einzig Tröstliche, wenn ich in den alten Chroniken der Ketzerverfolgungen, der Hexenverbrennungen, der Torturgeschichte, der Völkervertreibungen blättere, das einzig Tröstliche, und je fürchterlicher, desto tröstlicher, ist mir dabei die Konstatierung, daß heutzutage solches nicht mehr möglich wäre, daß also eine Besserung der Menschheit — und damit ein Abnehmen ihres Martyriums — parallel mit dem Wachstum ihrer Vernunft — eine historisch verbürgte Thatsache ist. Was heute noch — parallel mit der vorhandenen Unvernunft — an Jammer ringsum zu schauen ist, wird also bei weiterer Entwicklung ebenso schwinden müssen. Amen. Dies sei euer Gebet, Fratres — und richtet es nicht nach den Wolken, sondern an euch untereinander. Wenn einmal der Glaube an die Würde, an das Glücksrecht der Menschheit durchgedrungen ist, dann werden die Glaubenshandlungen schöne Feste sein — wahrhaft erhebende Autodafés ad majorem hominis gloriam.



XXIV.

Im Abgeordnetenhouse den Gegnern entgegenzutreten, wenn es gilt, eine irrige oder bössartige Politik zu bekämpfen, das ist jedenfalls erspriesslich wie jedes ehrliche, pflichtgebotene Thun. Aber — ich bemerkte es schon vorhin — auf die Wähler muß eingewirkt, das Volk muß erzogen werden. Und das ist erspriesslicher. Hier bietet sich dem Thatendrange der Reichen ein unendliches Leistungsfeld.

So will ich mich denn dieser Aufgabe widmen. Ich baue einen **Volkspalast**. In dem einen Flügel eine „Urania“ mit wissenschaftlichem Theater, im anderen Flügel Befehallen, Konzert- und Vortragssäle, Bildergalerie, Pflanzenhaus. Alles gratis — wie der Eintritt in die Kirchen.

Themata der Vorträge: Erziehung in Schule und Haus. Völkerfrieden und Schiedsgericht. Die Ideale des Lebens und der Kunst. Kulturgeschichte. Die Wunder der Technik. Volkswirtschaft. Gesundheitslehre. Die Ideale im Geschäftsleben. Moral in der Politik. Sociologie. Frauenrechte. Naturkräfte. Seelenleben der Tiere. Sittenveredelung. Vergleichende Religionsstudien.

Außerdem wären noch zu errichten — Badeanstalten. Eintritt frei — wieder, wie in die Kirchen. Turn- und Spielplätze; Benutzung frei.

Damit das gewünschte Ergebnis: Erhebung der Bevölkerung auf ein höheres Geistes- und Sittenniveau sich einstelle, müßten solche Institute entstehen so zahlreich: wie — sagen wir wieder, wie die Kirchen. Jedes Stadtviertel müßte seinen Volkspalast haben, jedes Dorf sein Palästchen.

Was ich einzelner mit den zu diesem Zwecke geopfertem Summen erreichen kann, wird nur den Wert des gegebenen Beispiels haben. Nicht ein paar Privatleute können die Welt mit solchen Anstalten besäen, das wird zur Aufgabe der Staaten werden, oder vielleicht einer sich umbildenden Gemeinschaft (wieder wie die Kirche), die ihre eigenen Fonds, ihre eigenen Güter, ihre immer fließenden Quellen von Gebühren und Zueignungen hätte.

Das Beispiel ist ja die mächtigste Triebkraft. Darum, wie wichtig, wie ausschlaggebend ist doch die Initiative — die keimkräftige, die epidemisch wirkende, die einzig schöpferische Initiative zum lebendigen Thun. Glückselig der, der etwas allein und selbständig thun kann, der nicht erst Vereine und Syndikate und Aktiengesellschaften zusammenzurufen braucht, die gewöhnlich über der Abfassung von Prospekten, Statuten und Plänen zur Wahrung der verschiedensten Interessen den eigentlichen Kerngedanken verwirren, verwässern und seiner Lebens- und Entfaltungskraft berauben. Ich bin in der Lage, meinen Plan allein auszuführen, wäre nur die Ungeduld nicht. Es braucht ja lange Jahre, bis ein solcher Bau aufgerichtet, bis das Ganze eingerichtet und im Gange ist. Und Jahrzehnte — mehr als dies — Generationen müssen einander ablösen, bis die gewünschten Folgen fühlbar werden. Sei's darum!



XXV.



Freude, Freiheit, Frieden . .

Die Heiligsprechung dieser drei: das muß die Aufgabe der Menschheitsreligion sein, deren Paradieseslohn schon auf Erden winkt. Gegenwärtig gilt alle Ehrfurcht noch dem Leid, der Gewalt, dem Kriege. Auf vom Nächsten zugefügtes oder opfervoll sich selber auferlegtes Leid; — auf gewaltthätiges Herrschen und knechtisches Dienen; — auf sanktionierten Massentotschlag ist unsere ganze Lebensordnung eingerichtet. Man ist das so gewöhnt, daß es meist dem Bewußtsein entschwindet, und daß man sich der Täuschung hingiebt, die drei Heiligtümer Freude, Freiheit, Frieden, nach welchen ein ununterdrückbares Streben die ganze Menschheit und die ganze Menschengeschichte durchzieht, seien die normalen — nur stellenweise und zeitweise unterbrochenen — Attribute des socialen Lebens. Umgekehrt ist's wahr. Quälen, unterdrücken, töten oder doch (para bellum) zum Todeshieb beständig ausholen: das ist die Norm. Und weil es die Norm ist, so hat sich die Trägheit, die Unvernunft, die Feigheit damit abgefunden. Als eisernen Bestand des Gesellschaftslebens läßt man sie in die Höhe ragen diese drei Sammersäulen — Leid, Gewalt, Krieg — und schmückt sie noch mit den Blumen-

gewinden der Kunst, des Tugendgebots und des Ruhmes. Ja, so sehr strebt unsere Seele nach dem, was schön und edel und beglückend ist, daß sie jene Marterererscheinungen — an deren mögliches Begräumen einst gar nicht gedacht wurde — mit ihren Begriffen von Pflicht geheiligt, mit ihrem Begeisterungsfeuer verklärt und sogar ihre Freuden, ihre Stolz- und Glücksgefühle daran geknüpft hat.

So kommt es, daß jene, welche die ragenden Unglücksfäulen umstürzen wollten, als Rüttler an den ‚heiligsten Gütern‘, als Pflichtvergessene, als Tugendermangelnde, ja sogar als Ruh- und Vergnügungsstörer verpönt sind. Es ist ja wahr, was zur Institution geworden, dem haben sich die Leute so angepaßt, daß haben sie sich so wohnlich eingerichtet, daran haben sie so viel ihres Ehrgeizes, ihres Strebens und Hoffens gehängt, daß es wohl manchem gar unliebsam erscheinen muß, wenn die sogenannten Weltverbesserer daherkommen und all die altgewohnten, liebgewordenen Einrichtungen und Grundsätze angreifen, die ja der Boden sind, worin jene mit allen ihren Erinnerungen und Erwartungen wurzeln.

Darum ist es so leicht, in der Zurückgezogenheit des Arbeitszimmers gegen die herrschenden Zustände zu philosophieren und die Vorteile ihrer Abschaffung auszumalen. Auch unter Mitmenschen, die selber durch die betreffenden Zustände zu leiden haben, läßt sich ganz prächtig dagegen perorieren. Aber die Kunst wäre die: beim Empfange im erzbischöflichen Palais für den Sieg der Wissenschaft über den Glauben; — während der Feldmanöver, als Gast des Höchstkommmandierenden, für die Abschaffung des Militarismus; — in einem Diplomaten-Raout gegen die Verlogenheit der Politik; — bei einer Großindustriellen-Hochzeit für die Idee der Socialdemokratie einzutreten, mit der gleichen Energie, wie unter Gefinnungsgeoffen.

Eine Kunst wäre es wohl, aber in den meisten Fällen

auch ein Mangel an Takt — an Herzensstakt besonders; ein Beweis, daß man sich in den Gedankenkreis, in die Urteilsstufe des anderen nicht hineinzu denken vermag. Und wen man nicht versteht, von dem darf man auch nicht hoffen, verstanden zu werden.

Vorerst muß man sich auf den Standpunkt des Andernden denken versehen, und von diesem aus kann man, wenn man weiter vorge drungen ist, ihn auch möglicher Weise weiter mitziehen. Auch daß es allerorten solche giebt, mit denen es überhaupt ganz vergebens ist, zu streiten, muß man bedenken und zu rechter Zeit zu — schweigen wissen.

Freude, Freiheit, Friede . . . wer dichtet mit dieser herrlichen Alliteration den Jubelhymnus der qualbefreiten Menschheit? Gegenwärtig kann um diese drei nur gefleht werden — das giebt nur Sehnsuchtslieder, Klageweisen, und zu echt brausendem Hymnus kann nur der Sieg begeistern.

Heute die Freude besingen? Wo Millionen unserer Mitmenschen in elenden Hütten, in schmutzigen Dach- und Kellerlöchern, ein zwischen harter Arbeit, Entbehrung, Krankheiten, Bank und Trunk geteiltes Leben dahinschleppen? Wo die Grausamkeit, dieses Vornwelt-Urtheil, noch als Gerichtsvollstreckerin fungieren darf — wo es Strafbataillone giebt und Folterungen, wie in den Gefängnissen der spanischen Montjuich, in denen man den Angeklagten die Nägel ausgerissen, das Trinkwasser und den Schlaf entzogen hat? Wo eine ganze Völkerschaft auf Befehl massakriert werden kann und Hunderttausende von Leichen erschlagener Armenier als *quantité négligeable* erschienen in der diplomatischen Behandlung der orientalischen Wirren?

Wer wird von Freiheit singen in einer Welt von Arbeitsflaben und Soldknechten? Freiheit! — wenn man zu arm ist, um sich von der Scholle zu rühren? Freiheit! — wenn

man, ob man will oder nicht, hassen und töten muß, wenn immer dies von oben befohlen wird? Freiheit! — wenn eine ganze Hälfte der Menschheit — die weibliche — der anderen unterthan sein soll? Und Frieden! Dieses Wort, so häufig es jetzt auch aus Thronreden und fürstlichen Trinksprüchen herabklingt — es ist nur wie eine Ironie auf den waffenstarrenden Zustand unseres Welttheiles. Bis jetzt hat es ja überhaupt noch nirgends und nie ‚Frieden‘ gegeben; stets nur Kriegspausen. Und gerade jetzt wird ja auf das fieberhafteste und verschwenderischste ein nächster Krieg vorbereitet, und stets neue Pläne zu Rüstungsvermehrung zu Land und zur See werden — gleichzeitig mit den Friedensversicherungen — von oben verkündet. Die große Suggestiermaschine der feilen oder der liebedienerischen oder mitunter aufrichtig nationalfanatischen Presse ist in voller Thätigkeit, um die zu neuen Geschüßanschaffungen und neuen Schlachtschiffbauten notwendigen Reichsratsbewilligungen zu fabrizieren. Das Geleise ist da. Das Gesetz der geringsten Kraftanwendung beherrscht auch das Rollen des sogenannten Staatskarrens. Um im Geleise fortzukommen, bedarf es ja nur des Weitergleitens der schon längst rollenden (mitunter sehr gut geschmierten) Räder. Sich darüber hinauszuhoben, dazu gehören — Schwingen.

Freude, Freiheit, Frieden — vielgenannt . . . man kennt euch nicht!



XXVI.

Der Dualen giebt es hundert Spielarten. Gegen welche soll ich nunmehr kämpfend ausziehen?

Am besten wohl gegen jenes Ungeheuer, das in sich selber Hunderte von Dualen begreift: Hunger, Cholera, Pest, Verabung, Verkrüppelung, Verarmung, Verrohung, Verstümmelung, Schändung, Verbrennung, Ersäufung, Verdursten, Lebendigbegrabensein, Verbluten, Versaulen, Todesangst, Raserei, — ich schliesse das unvollständige Register ab — mit einem Worte: **der Krieg.**

O, ich weiß es wohl: durch die Zusammenfassung in das eine Wort wird dieses Bündel von Entsetzlichkeiten plötzlich zu einem erhabenen Begriff — so groß ist ja die Macht der Abstraktion und der Ideenverknüpfung. Man hat so lange die von ihren Greuelbestandteilen abstrahierte Vorstellung ‚Krieg‘ mit den Bildern von Ruhm, Ehre, Vaterlandsliebe, Pflicht, Mut, Größe verquickt, daß der gelesengewohnte Gedanke darunter nur mehr eine Prachtgesamtheit zu umfassen vermag, die er in ihre einzelnen Elemente gar nicht mehr zerlegen will. Das ist ja ein alter Täuschungskniff: je ärger, je empörender, je blödsinniger die Einzelheiten eines herrschenden Systems, mit desto größerer Gloriele und Unantastbarkeit wird dessen Ganzheit versehen. Nicht umsonst nannte sich die

Inquisition 'heilig'. Nicht umsonst wird der Krieg als ein Stück der 'göttlichen' Weltordnung gepriesen.

Dieses Wort stammt von dem glücklichen 'Schlachtfeldbesucher' Moltke, und er fügte hinzu: „Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner.“ Der Satz — vor fünfundsiebenzig Jahren wurde er ausgesprochen — machte die Runde durch die Welt und wurde zum Axiom und zum Dogma. Vor fünfundsiebenzig Jahren! . . . Heute lausche ich in die Zeit hinaus und ich höre einen anderen Ton.

'Frieden' klingt es aus allen offiziellen Kundgebungen der Monarchen und Minister.

'Krieg dem Kriege' schmettert es aus einer über Europa und Amerika verbreiteten Liga, die alljährlich ihre Kongresse abhält und deren einzelne Verein an Zahl und Ausdehnung täglich wachsen.

'Völkerbrüderlichkeit' heißt ein Programmpunkt der viele Millionen umfassenden Parteien der Demokraten und Sozialdemokraten.

'Schiedsgericht' ist die Parole, nach welcher in den letzten Jahren eine erhebliche Anzahl zwischenstaatlicher Streitigkeiten geschlichtet wurden und die im Namen der 'Interparlamentarischen Union für Friedens- und Schiedsgerichte' enthalten ist.

'Völkerfriede' ist das Ergebnis der Verhandlungen sämtlicher internationalen Versammlungen der Gelehrten, Ärzte, Bittern, Journalisten, Soziologen . . .

'Die Waffen nieder!' stand auf dem Titelblatt eines bescheidenen Romans und wurde dann in allen Kultursprachen als Motto unzähliger Zeitartikel, Gedichte und Reden wiederholt — ein Zeichen, daß der Gedanke in der Luft lag.

'Friede und wieder Friede' ist der Grundton einer anschwellenden Literatur von polemischen und dichterischen Werken.

Ich höre ihn, diesen Ton, und höre, wie er anschwilt.

Viele — eigentlich die meisten noch — sind taub dafür. Denn, was sie rings umgiebt, das verkündet allenthalben laut das Gegenteil, das weist deutlich und hartnäckig auf „Krieg“:

Alle Völker in Waffen; die Arsenale gefüllter, als je; die Mordmaschinenfabriken in blühendem Betrieb; sämtliche Fürsten in Soldatenkleid; täglich neu enthüllte Feldherrendenkmäler; Paraden, Manöver, Siegeserinnerungsfeste, Einweihung neuer Fahnen und neuer Schlachtschiffe; unaufhörlich anschwellende Kriegsbudgets; offizielle Erziehung zu Krieg und Kriegsherrlichkeit in den Schulen — kurz: mächtig, groß, tiefgewurzelt, drei Viertel der Welt überschattend — so steht der Militarismus da. Was soll denn da das schwache Palmenstämmchen? Was in diesem vorbereiteten Sturmgeheul die leise Friedensschalmei? Was in der Hassesschwarzen und immer schwärzer angehäuften Finsternis — das kleine, flackernde Liebeslicht?

Was? Einfach das, was der blasser Dämmerstrahl am tiefen nächtlichen Himmel will: als aufgehende Sonne das ganze Schwarz verjagen . . .

Unheimlich groß und stets wachsend steht der Kriegsmoloch da? Ja, so übermächtig groß, wie das, was von seinem Postamente stürzen muß, was immer näher daran ist, zu versten und zu plagen . . .

Was kommt und was kommen muß — will die Kultur nicht zur Selbstmörderin werden — nämlich der gesicherte Völkerfrieden, das durchbringt schon als Ahnung, als Sehnsucht, als Forderung den öffentlichen Geist. Das ist Verheißung — das ist Vorbote der Zukunft. Doch, was die Vergangenheit geschaffen, der ganze Komplex von Verkörperungen und Organismen des bisherigen Weltgedankens Krieg, das, was nunmehr verschwinden soll, aber nicht verschwinden will, weil alles, was lebt, sich gegen das Sterben sträubt, das versucht, um

sich zu retten, sich als den Schutz des Kommanden, als das Organ des Neuen sich aufzuspielen, und die Armeen wollen als Verhüterinnen des Krieges, die obersten Kriegsherren als Schirmherren des Friedens gelten.

Wenn in den sogenannten Nebelbildern (*dissolving views*) ein Bild in das andere verschwimmt — z. B. ein Kirchenschiff in eine Landschaft —, so kommt eine Zeit, wo die beiden über- und ineinander aufgehen, wo dort langsam ein Altar zum Baum, ein Beichtstuhl zur Rosenlaube, eine knieende Veteranin zum Felsblock wird, und man eigentlich weder Kirche noch Landschaft oder eigentlich beides sieht, aber in keinem Augenblick zu sagen wüßte, wann das eine aufhört oder das andere begonnen hat. So spielt sich vor unseren Augen das Uebergehen der Kriegszeit in die Friedenszeit ab: die Bajonette verwandeln sich in Delzweige, aus den Festungstürmen werden Völkertribunalspaläste — aus den Kriegsschiffen (wie man es in den *dissolving views* um Kreta gesehen) wird ein europäisches Orchester, das alte Bild ist nicht mehr in voller Klarheit wahrzunehmen, das neue hat noch keine Konturen.

Der gegenwärtige Zustand muß an seinem Widersinn zerfallen; geteilte Lager, die mit furchtbarsten Drohgewalten sich ausstatten, dabei aber schwören, daß sie nicht drohen, sondern sich nur voreinander schützen, zwei bis an die Zähne bewaffnete Gruppen, von denen jede kein höheres Ziel zu kennen vorgiebt, als den Völkerfrieden — das ist zu absurd, um auf die Länge bestehen zu können. Man kann nicht immer Friedenssäufte ballen und einander Freundschaftszähne zeigen. Entweder man reiche sich die Hände, oder man schlage los.

Die zweite Alternative ist zu grauererregend. Gerade jene, welche die Macht hatten, sie anzubefehlen, schauern davor zurück. Ein europäischer Zukunftskrieg mit den jetzigen unverpflegbaren Heeresmassen und den jetzigen zu hundert-

tausendfacher Potenz erhobenen Vernichtungskräften wäre eine solche Entfesselung der Hölle, daß nur Wahnsinn oder Blödsinn dazu treiben könnte. Zum Glück ist keiner unserer lebenden Machthaber von Wahnsinn oder Blödsinn — die ja doch seltene Erscheinungen sind — befallen.

Zur ersten Alternative gehörte aber ein Hochsinn, der leider — auch selten ist.



XXVII.

Wie soll ich nun, so frage ich mich, diesem Goliath — Militarismus und Krieg — meine Schleuder zuwerfen?

Es giebt verschiedene Gruppen und Parteien, die dieser selben Bekämpfung sich weihen. Vor allen — weil dies ihr ausschließliches Ziel ist — die Friedensgesellschaften. Sie bestreben sich, eine genügend starke öffentliche Meinung zu schaffen, welche die Einsetzung internationaler Schiedsgerichte erzwingt.

Dann: die Socialisten aller Länder. Diese haben dem Militarismus offene Feindschaft erklärt, und die Völkerverbrüderung — freilich erst auf Grundlage umgewandelter Wirtschaftszustände — ist ein Hauptpunkt ihres Programms.

Schließlich giebt es auch einige Sekten, die auf die radikalste Weise — wenn sie allgemeine Nachahmung fänden — dem Kriege ein Ende machten, nämlich durch Verweigerung des Kriegsdienstes: Duchoborzen, Mennoniten, Nazarener. Es sind dies Christen, die ein christliches Gebot erfüllen: sie weigern sich, zu töten. Dieses Verbrechen scheint aber in den Augen der christlichen Staaten gar schlimm zu sein, denn die Be-

handlung, welche diese milden Christus-Gehorchenden in den Strafbataillonen oder in den Kerkerzellen trifft, ist allerstrengster Art.

Alle drei Wege: Erziehung der Geister, Umgestaltung der Gesellschaftsordnung, Martyrium des passiven Widerstandes — scheinen mir lang. Meine Ungeduld, meine Leidenschaft verlangen nach kürzeren, direkteren Wegen. Nicht erst vorsichtiges Voranziehen mit den Gambitbauern, um nach zehn oder vierzehn Zügen einen Turm zu gewinnen — nein, ein unmittelbares Hinstellen vor den König: Schach!

Diese Metapher trifft den buchstäblichen Sinn meines Planes. An die Kronenträger und -trägerinnen will ich herantreten — zwar nicht, ihnen Schach zu bieten, ich bin auf politischem Gebiete eine gar zu minderwertige Figur — sondern sie zu bewegen trachten, den ärgsten Satan, der unsere ganze Vergangenheit mit Blut und Thränen überschwemmt und unsere Zukunft mit gänzlicher Vernichtung bedroht — den Satan Krieg einfach matt zu setzen. **Sie haben die Macht dazu.** Die augenblickliche. Und wenn man Eile hat, daß eine Rettungsthat geschehe, so wendet man sich unverzüglich an den, der das Rettungsmittel eben besitzt.

Die Welt wird sich ändern, gewiß, und die herrschenden Zustände, Einrichtungen und Geseze werden anderen Platz machen, sicherlich, und die neue Ordnung wird voraussichtlich den Wegfall des Krieges in sich begreifen. Aber das abzuwarten, haben wir keine Zeit. Es brennt. Wenden wir uns — im Lauffchritt — dahin, wo die Feuerspritze thatsächlich steht.

Gegenwärtig, als Ergebnis der ganzen hinter uns liegenden historischen und politischen Entwicklung, befindet sich die un-

umschränkte Gewalt über Krieg und Frieden bei den Staatsoberhäuptern und einzig bei ihnen. Die Völker dulden es überall (unbegreiflich, daß sie es dulden, doch so ist es), daß einige wenige Personen, Fürsten, Präsidenten und Diplomaten — die letzteren mittelbar — kraft eines Kommandowortes, kraft eines Federstrichs ganz willkürlich Millionen von Menschen zu Tod und Ruin verurteilen können. Daß die Völker unter solchen Umständen die Illusion nähren, es gebe eine Freiheit, eine Selbstbestimmung für sie — es gebe ‚Bürgerstolz‘ und überhaupt Menschenwürde: ich verstehe es nicht! Jener komplizierte Apparat von Wahlrechten und Vertretungskörpern, von parlamentarischer Gesetzeskraft und Konstitution, um über Wegbauten, Steuerquoten, Zollerhöhungen, Pflasterlegungen und dergleichen frei und selbstherrlich zu entscheiden — o, da läßt man sich keine Regierungsdekrete gefallen! man ist ja, Gott sei Dank, eine mündige, konstitutionelle Nation; das Staatsoberhaupt hat ja nach unseren herrlichen Errungenschaften keine autokratische oder despotische Gewalt mehr . . . Nur ein Kronrecht haben sie sich behalten, eine Kleinigkeit: die Verfügung über jeden Tropfen Blut und jeden Groschen Gut im Lande. Nur zu winken, nur zu rufen braucht der oberste Kriegsherr, und das ganze ‚freie‘ Volk fällt über ein anderes ‚freies‘, zu gleichem Herfallen kommandiertes Volk her, und alle Verträge sind gelöst, alle Geschäfte gestört, alle Saaten vernichtet und jedes Leben den Todesgeschossen ausgesetzt.

Ja, den Fürsten ist die geschlossene Pandorabüchse in die Hand gegeben, aus welcher — wird der Deckel gehoben — das Schlangengezücht aller erdenklichen Leiden hervorschnellt. Das Schönste aber ist, daß dies Deckelöffnen — Kriegerklären und Kriegsführen — als das höchste Ideal hingestellt wird, zu welchem die Fürsten bisher erzogen worden und sie noch immer ihre Prinzen erziehen. Mit großer Genugthuung sieht das

Volk und läßt es sich in den Zeitungen berichten, wie der Thronerbe, so jung er noch ist, 'mit Leib und Seele Soldat ist', daß heißt also, von dem Wunsche durchdrungen, den Inhalt der Pandorabüchse frei zu sehen. Die Macht, diesen Wunsch zu erfüllen, wird ihm — es ist ja Kronrecht — unbeschränkt zufallen, und auf dieser schwankenden Grundlage läßt man ruhig den Frieden der Zukunft beruhen. Darum wird ja auch — trotz aller friedfertigen Versicherungen — der Zukunftskrieg nie aus dem Auge verloren.

Der geschlossen gehaltene Deckel der Pandorabüchse ist eben kein wirklicher Frieden, es ist nur hintangehaltener Krieg. Sie öffnen die Büchse nicht — unsere heute regierenden Potentaten — eine Scheu, eine Gewissensstimme, ein vom Zeitgeist schon beeinflusster Gerechtigkeitsinn, ein — milder Sinn hindert sie daran. Doch die Büchse selber, in der solche Machtsfülle kondensiert ist, die wird liebevoll gehütet, glänzend poliert, mit Stolz bei allen großen Anlässen, besonders den anderen Büchsenbesitzern, vorgezeigt. Alljährlich werden auch Uebungen gemacht (es ist ein amüsanter Spiel), bei welchen fingiert wird, daß der Deckel aufgehoben worden. Statt der echten, mit Gift und Stacheln versehenen Schlangen läßt man nur solche aus Kautschuk umherzüngeln und zischen, und das Schauspiel ist so reizend, daß die Volksmassen und die Zeitungsreporter und die Prinzessinnen Resuttanas und andere schöne Damen in Karossen dazugeströmt kommen und dabei wahrscheinlich gar nicht daran denken, wie es wäre, wenn die harmlosen Spielzeuge echte Riesenschlangen wären, die in ihren Ringen die ganze Zuseherschaft zermalmt.

Daß ihr den Deckel nicht hebt, sollen wir euch danken, ihr Mächtigen? Werft die Büchse ins Meer: das wird die That sein, über welche Mit- und Nachwelt in Dankesjubel ausbrechen muß. Die That wäre groß, wie jedes freiwillige

Opfer, denn der in jenem Schreckensbehältnis verborgenen
Macht aus eigenem Antriebe entsagen — das könnte keine
kleine Seele thun.

Wie Halbgötter, so stark und furchtbar, macht euch die
Büchse in der Hand; — sie wegzuschleudern, wäre die Ge-
bärde eines Gottes.



XXVIII.



« Sei denn, daß Melinda . . . Dieser Gedanke fuhr mir schon öfters durch den Sinn, wenn ein Gefühl der Einsamkeit, des Ekels an dem quälenden Widerfinn und den widersinnigen Qualen der Welt oder ein Gefühl der Trauer mich beschlich. Ein Trunk Glück . . . wie wäre das labend! Auch nur ein Nippen an schönheitsüberschäumtem Beherrand — wie wäre das erfrischend! Ich hätte damals in Triest bleiben sollen . . . Mein aufgenommener Lebenskampf sollte ja ein zweifacher sein: gegen das unnütze Leiden, aber ebenso gegen das Verhindern, Verschweigen und Versäumen der Freuden . . .

Da gab's einen jungen Menschen, der einer herrlichen Frau begegnet. Sie anzusehen, sie anzuhören, ist Hochgenuß. Beide sind frei. Die Möglichkeit besteht, daß der elektrische Funke, von welchem die Guldin so begeisternd gesprochen, von dem einen zum anderen überspringe, und daß durch eine Zeit — kurz oder lang — ein zauberisches Glück besagten jungen Mannes Leben verkläre. Was aber thut der Ungeschickte? Er geht dieser eigenen Freude aus dem Wege, um ruhig weiter philosophieren zu können über Freud und Leid der übrigen — die ihm das nicht im geringsten Dank wissen.

Träumerei ist ja nur das Ganze . . . Warum soll ich

nicht ein Stückchen Erdenhimmel weiter träumen, in dem ich selber der Beseligte bin?

Der erste Mai. Vor zwölf Jahren war ich an diesem Tage auch in Wien. Damals war der erste Mai noch nicht das Hoffnungsfest der Arbeiter, sondern das Luxusfest des Hochadels. Die Praterfahrt stellte für diesen ein Schwelgen im Bewußtsein des eigenen Glanzes, Reichthums und Ranges vor. Auch mir erschien damals diese Genußsynthese als des Lebens Krone. Ich erinnere mich ganz lebhaft an jenen ersten Mai. Die Kronprinzessin — in Rosa, ihre Daumont mit Schimmeln bespannt — nickte mir freundlich zu. Ich selber lenkte zwei Kappen. Fühlte, daß ich da auf meinem hohen Rutschbock, in meiner preussischen Ulanenuniform (ich kam von einem Diner beim deutschen Botschafter) nicht übel aussah — denn mehr als freundliche Blicke flogen mir aus manchen schönen Augen zu. Jener Maiaabend ward mit einem Champagner-Souper auf dem Konstantinhügel beschlossen im Kreise anderer junger Leute aus Wiens goldener Jugend: Fürstensöhne und Millionärsöhne und einige Theater- und Cirkuskünstlerinnen. Damals wahrlich habe ich nicht daran gedacht, daß es zu viel der Qualen gebe hienieden.

Freilich, der Taumel des vollen Genügens an solcher Existenz und in solchem Milieu hielt bei mir — selbst in jenen Jugendtagen — immer nur ein paar Stunden an. Die Erfahrungen und Studien aus meiner Knaben- und ersten Jünglingszeit hatten mir ja die gewisse glücklich-hoffärtige Enge des Horizonts benommen, welche meine Ranggenossen mit dem Wahn zu erfüllen pflegt, daß es nichts Schöneres und Berechtigteres gebe, als ihr Genußleben, daß die Welt, so wie sie ist, auch sein müsse und bleiben werde, nur damit sie, die Bevorzugten, ihrer Vorzüge sich erfreuen können.

Momentan jedoch, da konnte auch ich zu jener Zeit noch froh

und unbesorgt und genußtoll und sogar des Glanzes meiner Stellung mir stolz bewußt sein, wie nur einer. Es war ein berauschend frohes Maifest, damals auf dem Konstantinhügel.

Neulich aber, am ersten Mai — da war es anders. Viel hat sich geändert seither — in mir und um mich.

Der Prater gehörte den Arbeitern. Ein Tag der Freude, des Naturgenusses für die Beladenen aus dem Volke. Nein, leider noch nicht vollends so. Nicht zu ungetrübter Freude gehen sie da aus, nicht zu unbestrittenem Feste. Es ist noch Erkämpfenswollen dabei — eine parteipolitische Rundgebung ist noch der erste Mai der Arbeiter, kein ungeteiltes, besitzsicheres, frohsinnsstolzes Vergnügen, wie es der erste Mai der praterfahrenden Aristokraten war.

War und nicht mehr ist. Jetzt ist der Prater an diesem Tage den Herrschaften verleidet. Zwar ist die Furcht gewichen, die in den ersten Jahren herrschte, als man glaubte, daß die Arbeiterkolonnen unter dem Vorwande des Frühlingsfestes irgend einen Gewaltstreich ausführen würden. Aber unheimlich ist der hohen Gesellschaft der ganze Aufzug doch geblieben; jedenfalls ist ihr ihre Praterfahrt vergällt. Hineinschießen, in die Socialistenmassen? Nun, dieser Gedanke, der anfänglich so manche Bourgeois'-Seelen und Despotengemüter beschlich, der hat sich schon verflüchtigt, da ja die schrecklichen Socialdemokraten, die mit ihren roten Krawatten und roten Blusen in den Prater zogen, keinerlei Barrikaden zu bauen, noch Aristokraten an die Laterne zu knüpfen versuchten. Doch mit dem Auf- und Niederfahren der großen Welt in der Hauptallee des 'Nobelpraters' war's endgültig aus. Volksmassen zu sehen, die zu ihren eigenen Zwecken sich versammelt haben und nicht, um, ehrfurchtsvoll Spalier bildend, die Großen neid- und bewunderungsvoll anzustaunen — das ist kein richtiges 'Nobel'-vergnügen mehr. Und so hat sich die einstige Korfsofahrt in

eine Fahrt zu und von den Freudenauer Rennen verwandelt. Der Turf mit seinen kostspieligen Kennern, seinen hohen Wetten und seinen, mit den exquisitesten Frühjahrstoiletten geschmückten Tribünen bleibt doch ein privilegierter Boden, der nicht durch demonstrierende oder sich auf eigene Faust belustigende Volksmassen verdorben werden kann.

Ich war nicht in der Freudenau gewesen, doch die Rückfahrenden ließ ich an mir vorbeirasen. Es ist nämlich die Sitte eingerissen, daß die Wagen, die vom Rennplatz kommen, in vollster Carriere durch die Praterallee jagen. Ich war zu Pferd und hatte mich an das Ende der Allee aufgestellt. Landauer, Viktorias, Kutschierwagen, Breaks, Fiaker sausten an mir vorüber. Einen Augenblick aber entstand eine Stockung, und in einem Wagen, der gerade vor mir stehen bleiben mußte — eine tadellos bespannte Equipage —, erblickte ich, in die Pissen zurückgelehnt, in weißem englischen Kleide, träumerisch vor sich hinschauend — Melinda.

Ich konnte nicht grüßen, denn sie wandte den Kopf nicht nach meiner Seite. Als die Wagenreihe sich wieder in Bewegung setzte und das unterbrochene schnelle Tempo von neuem aufnahm, da trabte knapp hinten Melindas Wagen weiter. Er bog in die Augartenstraße. Ich nach. Er fuhr durch das offenstehende Thor eines Gartengitters — ich nach — und hielt vor dem Perron eines koketten kleinen Palais.

Schneller, als der Diener vom Kutschbock, war ich von meinem Pferde herab, und während ich es mit einer Hand am Zügel hielt, bot ich die andere, um Melinda aus dem Wagen zu helfen.

Sie erschrak — doch erkannte sie mich gleich:

„Ah, Prinz Roland!“

„Ich selber, Fräulein Melinda . . . So finde ich Sie denn wieder!“

„Haben Sie mich denn gesucht? . . . Es ist ein sonderbarer Zufall. Gerade heute habe ich an Sie gedacht. Wollen Sie mir das Vergnügen machen, in mein Haus zu treten?“

Dankbar nahm ich an. Fräulein Korgazy gab Befehl, daß mein Pferd in den Stall geführt werde, und ich folgte ihr ins Vestibül.

Schwerer Blumen Duft füllte diesen Raum. Unter den zahlreichen exotischen Pflanzen, die ihn schmückten, sah ich mehrere blühende Magnolienbäume, und von diesen ging der süße, betäubende Geruch aus.

Wir stiegen einige Marmorstufen hinan. Ein Diener öffnete die Thür zu einem großen Salon. Hier war es ein Strom von Veilchenduft, der mir entgegenwehte. Melinda bat mich, einzutreten.

„Erwarten Sie mich indessen hier, Prinz — ich will nur auf meinem Zimmer Hut und Jacke ablegen. Und sie ging, leichten Schrittes, die Treppe zum ersten Stock hinauf, während ich in den Salon trat.

Mit einem Druck auf den elektrischen Apparat versetzte der Diener den Salon in helles Licht und ließ mich allein.

Ich hatte Zeit, mich umzusehen. Es war kein banaler, von Tapezierergnaden ausgestatteter Salon — vielmehr ein ganz originelles Gemisch von Museum, Atelier und Tempel. Der Raum war so groß und hoch — er mußte die ganze Fassade des Palais bis zum Dache einnehmen —, daß er trotz der zahlreichen Einrichtungsstücke nicht voll aussah; große leere Strecken, wie in einer Kirche, lagen zwischen den verstreuten Möbeln.

„Möbel“ im Sinn von beweglichen Sachen, aber wahrlich nicht im Sinn von Sachen, die man in Möbelhandlungen finden kann. Zum Sitzen war nichts da, was man mit dem Namen Kanapee oder Sofa oder Fauteuil hätte benennen

können; nichts, als mehr oder minder hoch aufgeschichtete, mit Eisbärfeilen bedeckte Rissen, welche von dem, den ganzen Boden überspannenden roten Plüschteppich in blendender Weise abstachen.

In einer Ecke war ein viereckiger Verschlag, gebildet aus einem kunstvoll filigrangearbeiteten Gitter aus Schmiedeeisen, von innen mit glühend rotem Licht durchleuchtet. An einer anderen Stelle, gegen einen Hintergrund von persischer Spiegelwand und unter einem auf schlanken Krystallsäulen ruhenden Dach, ein zweiter Verschlag, der in hellblauem, mondscheinartigem Lichte flimmert.

Aus allen Ländern und aus allen Jahrhunderten sind hier Gegenstände zusammengetragen: manns hohe japanische Vasen, ein indischer Göke — edelsteinstrohend; ein Rokoko-Tragessell — dann wieder ein allernmodernster Steinway-Flügel aus Ebenholz. In der Mitte des Saales spielt ein Springbrunnen der Rand des umgebenden kleinen Bassins ist wie mit dunkelvioletttem Sammet verbrämt — nämlich hunderttausend blühende Veilchen. Von der Decke hängt als Lüster ein großer weißer Vogel, aus lichtdurchflutetem Krystall gebildet, mit weit ausgebreiteten Schwingen, worin sich das irisierende Gefunkel fortsetzt, das im Wasserstrahl der Fontäne spielt. Auch eine lebensgroße Marmorstatue ist da zu sehen — doch keine Menschengestalt stellt sie vor, sondern — auf schwarzem Sockel ein blendend weißes, sattellofes Pferd mit hochgehobenen Vorderhufen und flatternder Mähne. An eine Staffelei gelehnt, nicht an der Wand — die Wände, wie die Decke sind ganz glatt aus weißem Stuck — prangt ein wundervolles Bild — Melindas Porträt. Die überschlanke Gestalt in dunklem Reitkleid, auf dem ganz jugendlichen Köpfchen ein Cylinderhut — eine Gerte in der behandschuhten Hand — so steht sie neben einem weißen Pferde, offenbar dasselbe, dessen Bildnis dort in Marmor gemeißelt ist.

Ich war noch nicht zu Ende mit der Betrachtung dieses merkwürdigen Interieurs, als die Herrin hereintrat.

Sie trug dasselbe ‚Schneiderkleid‘ aus weißem Flanell, das sie im Wagen angehabt, nur die Jacke hatte sie abgelegt, und an die Taille war ein Veilchenstrauß gesteckt. Unter dem Scheine des reichlichen Lichtes glänzte ihr gewelltes Haar wie Gold. Sie kam auf mich zu mit ausgestreckter Hand:

„Also da sind Sie wirklich, Prinz Roland! Ich freue mich dieses Wiedersehens . . .“



XXIX.

An meine Aufgabe zurück!

Wahrlich, man könnte schier verzagen. Der Dinge, die da zu beginnen wären, giebt es eine solche Unzahl, daß — selbst in der Phantasie — das Handanlegen bisweilen unmöglich erscheint. Es nützte ja auch nichts, nach einer Richtung Wandel zu schaffen, wenn nach den anderen die alten Uebel verharrten.

Und doch, ich habe das Gefühl, daß, wie alles Große, die Lösung all der Wirrnisse eine unendlich einfache sein müßte. Nur die Wirkungen pflegen millionenfach zu sein — die Ursache waltet in der Einzahl. Wie verwickelt und mannigfach und wie verschieden z. B. sind die Erscheinungen, welche eine Jahreszeit hervorbringt im Gegensatz zu einer anderen. Jedes Gräschen bekommt ein anderes Gesicht. Gehört dazu, daß ebensovielen verwandelnde Kräfte in Thätigkeit treten, als es Gräschen giebt? Nicht doch — eine einzige Veränderung genügt, um die ganze Oberfläche und das ganze Innere der Erde umzuwandeln: **die veränderte Stellung zur Sonne.**

Und ebenso, wie für das Leben der Natur, muß es für das sociale Leben eine solche, durch eine einzige Grundursache

zu erfüllende Wandlung geben können: eine veränderte Stellung zur Sonne 'Wahrheit', ein geraderes Einfallen der Strahlen 'Erkenntnis'. Jetzt — und das ist der Grund der düsteren Nacht, in der wir, vor Kälte zitternd, angstvoll, einander stoßend, einander tot tretend, umherirren; — jetzt steht unser sociales Leben unter dem bösen Winterzeichen: Gewalt und Haß, mit dem Motto: „gegeneinander“. Ein Ruck — und die menschliche Gesellschaft könnte unter dem Frühlingszeichen: Recht und Liebe stehen, mit dem Motto: „füreinander“. Nur der Erkenntnis, der endlichen Erkenntnis würde es bedürfen, welcher Irrwahn bisher die Welt befangen hielt, indem sie meinte: nützlich sei die Dual. Und daher erlaubt das Quälen, und nötig — freiwillig lassen sich nicht alle quälen — nötig die Gewalt. Ja, nur eine neue Lage zur Sonne 'Erkenntnis' und dann wäre — ohne daß man diese Pflänzchen einzeln auszurotten brauchte — mit einem Male die ganze Vegetation von Peitschen, Ketten, Scheuklappen, Galgen, Bomben und sonstigen Marter-, Straf-, Zwangs- und Vernichtungswerkzeugen verschwunden.

Noch ein zweiter Einsichtsstrahl müßte von jener Sonne senkrecht herabscheinen — die Einsicht, daß nichts, im ganzen weiten Weltenraume nichts still steht, daß eine rastlose Entwicklung alles Lebens, also auch des socialen Lebens, Gesetz ist, daß daher das ewig Neue nicht das Feindliche, sondern das Unausweichliche ist.

Da kenne ich einen mächtigen Fürsten in Europa. Nach Hohem strebt er mit hohem, feurigem Sinn, den Blick zum Himmel erhoben, die Arme ausgestreckt nach den höchsten Gütern, den edelsten Idealen. Er hat den Willen, hat die Kraft, hat den Hochsinn — — und doch, was er befiehlt und was er verheißt, es erfüllt die Welt nicht mit Hoffnung, sondern mit Angst. Denn die Welt will vorwärts, und

er schaut rückwärts. Nichts brauchte verändert zu werden in der ganzen Erscheinung, als die Richtung. In derselben Stellung wollte ich ihn sehen: den Blick zum Himmel, die Arme ausgestreckt in Sehnsucht nach den höchsten Gütern und ebenso stark von Willen, ebenso hoch von Sinn, aber mit dem Antlitz zur Zukunft gewendet — nicht zur Vergangenheit. Dem hellen Blicke würden dann die neuen Ideale aufgehen, und die Güter, die das kommende Geschlecht ersehnt und sich erkämpfen wird, ob einzelne, noch so Gewaltige sich dagegen stemmen oder nicht — nämlich die Güter Freiheit, Freude, Frieden — die würde er opferfreudig und siegesstolz schon dem heutigen Geschlechte erringen.

Es bleibt dabei: mein Weg führt mich zu den Mächtigen.

Schneller und ohne Gewaltthat, ohne Umsturzkatastrophen kann die nächste Entwicklungsstufe der socialen Ordnung eintreten werden, wenn nicht erst denjenigen die Macht entzogen werden müßte, die sie jetzt in Händen haben, sondern sie selber damit den notwendig gewordenen Wandel schufen, 'Macht' — das ist ja eine Riesenkraft, die erst durch Kondensierung einer Anzahl von Kräften entsteht, was ein gar langsamer Prozeß ist. Von einem Geschlecht zum anderen vererbt, zusammengetragen durch Ueberlieferung, durch 'Prestige', durch den thatsächlichen Besitz von Gewaltmitteln, so liegt — gleich der Sprengkraft in einer winzigen Dynamitpatrone — in der Person eines Monarchen die Fähigkeit zusammengepreßt, mit einem Winke mehr zu vollbringen, als hunderttausend zerflatternde Willensanstrengungen anderer Menschen erst nach langem Ringen auszuführen vermögen.

Vor vierzig Jahren ungefähr, da keimte in eines Mannes Kopf — oder vielmehr in eines Mannes Herzen — der Gedanke auf, daß, um das — von ihm selber gesehene — Elend verwundeter Soldaten zu mildern, ein freiwilliges Pflegercorps

entstehen müßte, welchem, damit es sich auf dem Schlachtfelde bestätigen könne, von beiden kriegsführenden Theilen Neutralität und Unverletzlichkeit zuzusichern wäre. Der Mann, der diesen Gedanken zuerst gedacht und ihn in Form eines Vorschlages in einer erschütternden kleinen Schrift niederlegte, heißt Henri Dunant, und die kleine Schrift hieß ‚Souvenir de Solferino‘. Der Gedanke, wie alles Neue, stieß auf Widerspruch. Frau Routine steht beim Zollschranken und läßt die neuen Gedanken nicht so leicht passieren. Vor allem legt sie ihr Gesicht in die allerweissesten Falten und warnt vor all den Unausführbarkeiten, Unzukömmlichkeiten und sogar Gefahren, welche in ihren Augen — in Frau Routines schläfrigen Augen — die arge Schmugglerin ‚Neuheit‘ im Gepäck führt. Und so hieß es auch bei Dunants Vorschlag: „Warum nicht gar! — Unausführbar! Unpraktisch! Brächte Unzukömmlichkeiten.“ —

Nun hätte sich der Genfer Patricier sagen können: Das Gute und Wahre bricht sich immer Bahn — streuen wir den Gedanken in das Volk; er wird da aufkeimen und eine öffentliche Meinung bilden, die nach und nach in die Kreise der militärischen Autoritäten und von da bis zu den Thronen dringen wird. Und sollten auch die Fürsten nicht wollen, so wird das Volk die Einführung der neutralen Verwundetenpflege im Kriege erzwingen. So hätte Dunant sich begnügt, von seinem Büchselchen soviel als möglich, soweit eben seine Geldmittel reichten, Exemplare herstellen und verteilen zu lassen; und wäre es bei diesem einzigen Mittel geblieben, so gäbe es vielleicht heute schon eine ziemlich verbreitete Ansicht unter den Leuten, daß es ein rotes Kreuz geben sollte, aber es gäbe noch lange kein rotes Kreuz.

Dunant machte es anders. Er ging geradeswegs zu jenen, die in der Lage sind, eine gefaßte Idee auch auszuführen. Garantierte Neutralität ist eine Sache, die nur durch eine

offizielle internationale Konferenz dekretiert werden konnte, und eine solche Konferenz mußte von den Staatsoberhäuptern beschickt werden. Der energische Mann — nichts macht so energisch, wie aufgeregtes Mitleid — reiste von Stadt zu Stadt, erstritt sich Audienzen bei Ministern, Königen und Kaisern; er brachte seine Schrift unter die Augen der Königin Augusta von Preußen, stellte seine Forderung so beharrlich auf, bis — die Fürsten sind ja für menschliches Fühlen auch nicht unzugänglich — bis die Konferenz tatsächlich einberufen und die Genfer Konvention von 1864 abgeschlossen worden ist.

Diesem Beispiele will ich nun nachzusehen. Mir ist es leichter, als so manchen anderen, mir das Gehör der Großen zu verschaffen. Nicht in ceremoniellen Audienzen, wo beim zwanzigsten Worte des zerstreut angehörten Besuches schon beiderseitig an das Entlassungszeichen gedacht wird, bin ich gezwungen, den höchsten und allerhöchsten Herren und Frauen meine Ideen zu 'unterbreiten', sondern ich kann, dank meiner gesellschaftlichen Stellung, es auch in der Intimität der Nachtsch-Unterhaltung thun. Wenn ich z. B. bei meinem Freunde, dem österreichischen Botschafter in Berlin, mir an den Tagen eine Einladung erwirke, wo 'sans façon' der deutsche Kaiser dort zum Speisen kommt und mit dem Hausherrn und seinen übrigen Gästen im Rauchzimmer ungezwungen plaudert, da wäre mir die Gelegenheit geboten, ein 'Kaiser, höre die Wahrheit!' — wie solches vergebens von Volkschriftstellern in die Hofkanzlei geschickt wird — an die richtige Adresse zu bringen.

Ebenso bei anderen Höfen. Unmittelbar und mittelbar; aristokratische Damen, die das Vertrauen ihrer Herrscherinnen besitzen, kann ich zu gewinnen suchen, daß sie meine Vorschläge den hohen Frauen zur Kenntnis bringen, ihre Herzen erweichen, ihre Geister zur Begeisterung entflammen. Wie sehr hat

z. B. Königin Augusta das Inslebentreten des Roten Kreuzes beschleunigt. Als sie Dunant in ihrem Arbeitskabinett empfing, trug sie sein Abzeichen am Arme, und selbst einen kleinen Marmorengel, der auf ihrem Schreibtische stand — wo 'Souvenir de Solferino' aufgeschlagen lag — hatte sie mit einem roten Kreuze geschmückt. Die hochgestellten Frauen sind es überall, die mit der Macht ausgestattet sind, einer Zeitidee Kraft und Leben einzuflößen; immer waren es die Prinzessinnen Resuttanaß, die den verschiedenen Autodafés Glanz verliehen haben. Im Zeichen des Kreuzes siegten die Frauen, im Zeichen des roten Kreuzes gingen sie voran — auch im Zeichen der weißen Fahne werden sie der Menschheit zum Siege über den Dämon 'Krieg' verhelfen. 'Eve tuera la guerre' ist ein Glaubenssatz der Feministen Frankreichs.

Königinnen, weiße Königinnen! Ihr sollt den entscheidenden Zug thun, um ihn matt zu setzen, den festungsturmflankierten und von einer Springer-Garde umgebenen schwarzen König, Dual'.



XXX.

Sie haben ja gebient, Roland," wandte sich der Monarch in freundlichem Tone an mich, indem er seine Cigarre am Aschenbecher abstreifte. „Wo haben Sie gestanden?"

Ein im strengen Stile eingerichtetes Herrenzimmer: dunkle Ledertapeten, Eichenmöbel — im ganzen aber eine Stimmung heiterster Behaglichkeit, vornehmsten Lebensgenusses. — Außer dem allerhöchsten Gaste, der sich unangemeldet zu Tische eingefunden hatte, und meiner Wenigkeit hatte der Hausherr noch ein halb Duzend Tischgenossen gehabt — einen General, einen Minister, einen durchreisenden fremden Gelehrten und zwei Diplomaten.

Während der Tafel hatte ein sehr angeregter Ton geherrscht; die verschiedensten Gegenstände waren von der Unterhaltung gestreift worden — in leichtem, mitunter witzigem Tone. Nur ich war ziemlich schweigsam gewesen, denn mein Kummer — die Dual der Welt — der nagt an meinem Herzen beinahe noch tiefer, wenn ich Menschen sehe, die in ihrer Glanz- und Machtfülle so gar nichts davon ahnen, als wenn ich jene sehe, die darunter leiden. Einmal nur war das Gespräch auf ein ernstes Thema gekommen — den Hafenstreik in Hamburg. Dazu bemerkte Se. Majestät:

„Ich freue mich, daß der Arbeitgeberverband den streikenden

Hafenarbeitern und Seeleuten so kräftigen Widerstand geleistet hat gegen deren unberechtigte Forderungen. Durch derartige Arbeitgeberkoalitionen könnte allen Verführungen und Verhehungen entgegengetreten werden — das würde den Arbeitern selber zum Segen gereichen.“

„Die Kenntnis des genauen Thatbestandes ist sicherlich nicht bis zum Throne gedrungen,“ wagte ich darauf zu sagen. „Müssen es denn Verhehungen und Verführungen sein — nicht vielleicht jammervolle, himmelschreiende Zustände —, die zum Streik führen? So weiß ich z. B. nur das eine aus Hamburg: von 369 Kesselreinigern müssen ca. 300 junge Männer bei 40 bis 48° Reaumur in mit Salpeterstaub geschwängelter Luft in den heißen Schiffskesseln vier bis fünf Stunden arbeiten, wenn sie nicht inzwischen ohnmächtig werden . . . bei einem Tagelohne von zwei Mark . . .“

Ein halb schmerzlicher, halb zorniger Zug flog über des Fürsten Antlitz — aber der Hausherr gab mit einer paradosen Bemerkung dem Gespräche eine andere Richtung!

Setzt, nach Tisch, war der trübe Zwischenfall vergessen, und in sehr wohlwollendem Tone wurde die Frage, bei welcher Truppe ich gestanden hatte, an mich gestellt.

„Beim westfälischen Manenregiment Nr. 45, Ew. Majestät.“

„So? . . . Ein schönes Corps . . . Und warum haben Sie den Dienst quittiert?“

„Weil ich in einen Orden getreten bin —“

„Ah? Deutscher Herr? Johanniter? Malteser?“

„Nein — in einen selbst gestifteten Orden.“

Der erlauchte Herr blickte fragend.

„Oder vielmehr — einen noch gar nicht gestifteten Orden, denn dessen Brüder sind zerstreut in der Welt . . . sie kennen einander kaum, sie haben keine verbindende Regel, sie haben aber alle dasselbe Gebet: ‚Gott bessere es!‘.“

„Nun, das beten wir eigentlich alle, mein Lieber. Es giebt so viel Schlimmes, das Gott gnädig bessern — und so viel noch Schlimmeres, das Gott gnädig verhüten möge.“

„Einstweilen aber, statt diese Bitte über die Wolken hinauszusenden, richte ich sie an jene, die hienieden so vieles bessern und so vieles verhüten könnten. Es ist . . . darf ich sprechen, Majestät? Darf ich fünf Minuten lang ununterbrochen weiterreden? Wenn mir das in Gnaden verbürgt wird, dann könnte ich meines Ordens Liturgie enthüllen.“

„Hört, hört . . . der schweigsame Roland will eine fünf Minuten lange Rede halten — das wollen wir uns nicht entgehen lassen. Ich gebe das gewünschte Versprechen . . . und auch Sie, meine Herren, unterbrechen Sie nicht, wenn nur das ‚Unerhörte‘ — sei dies, was es wolle — meinetwegen auch ein Duzend Majestätsbeleidigungen von den Lippen des Redners träufeln wird. Vorwärts, Roland! wir sind ganz Ohr.“

„Ich danke, Majestät. Was mir da gewährt worden, ist eigentlich die alte Immunität des Hofnarren. Doch nichts Römisches kommt mir in den Sinn. Im Gegenteil — mir ist's, als wäre diese Viertelstunde die ernsteste und feierlichste meines Lebens. In eine Folge von hundert Worten wollte ich das Heer von verschlungenen Gedanken und sehnsuchtsfiebernden Gefühlen einzwängen können, die aus meinen sämtlichen Erfahrungen und Betrachtungen hervorgegangen sind. Denn, was ich nur träumen kann — **ein König könnte es thun**. Nicht lange mehr werden Könige den Zauberstab in Händen haben, der heute noch das Scepter ist. Die Welt wird einsehen, daß die Mächtigen nicht Schritt halten mit ihr — daß jene den Zauberstab, der Quellen aus dem Felsen schlagen könnte, daß sie das Scepter benutzen als einen Stock, von dem der Pudel ‚Volk‘ sich prügeln lassen oder — hopp

schön! — darüber springen soll. Der aber wird eines schönen Tages mit seinen Zähnen den Stoß der Hand des allzustrengen Herrn entreißen, und dann — wird es zu spät sein.

Heute, Fürst und Alleinherrscher, der du bist — die konstitutionellen Schranken sind ja doch nur auf den Bühnenvorhang hingemalt, hinter welchem die parlamentarische Komödie gespielt wird — heute könntest du deine tatsächliche Machtfülle zu einem Werk benutzen, das sich mit dem ‚Es werde Licht‘ und dem ‚Ich sehe, daß es gut ist‘ der sieben Schöpfungstage messen dürfte.

Der Umsturz — was in Ihrem Preise, meine Herren, der Umsturz heißt — wird nur hereinschlagen, wenn der vorwärtsschreitende Zeitstrom, der ein neues breiteres Bett braucht — aufgehalten wird. Der Umsturz ist ein elementares Walten, und verhindern kann der Fürst ihn nur, wenn er — sich an dessen Spitze stellt. Dem ‚Gestern‘ ein entschlossenes Valet —; ein hoffnungsführes Abo dem ‚Morgen‘. Genug der Denkmäler für das Vergangene — Siegespforten gilt's dem Kommenden zu bauen.

Die alten Formen können — können nicht mehr genügen, das schwellende Leben zu fassen; die alten Formen müssen weichen. Die zu zerschmettern — wenn denn schon zerschmettert werden soll — wäre ein so schmerzloses und nützliches Verfahren, wie etwa das Ausreißen der ersten Zähne beim Kinde, das Sprengen der Chrysalide beim reifen Schmetterlinge. Der starre Konservatismus, Excellenz“ — ich wandte mich an einen der anwesenden Herren, den wegen seiner Fortschrittsfeindlichkeit bekannten Minister N. — „der starre Konservatismus bemüht sich — bildlich gesprochen —, erste Zähne mit Nägeln in die Kiefer festzuhammern, Chrysaliden mit Drahtgeflechten zu umspannen, Knospen mit Bindfäden am Aufspringen zu hindern, kurz, dem Prinzip alles Lebens:

Wachstum und Bewegung, immer wieder jenes Ding zuzumuten, das es in der ganzen weiten lebendigen Welt gar nicht giebt: den Stillstand.

Indem ich nun wieder an Erw. Majestät mich wende, innigst dankbar, daß mir die Ungeduld und der leise Unwille, der sich in Ihrem Antlitz spiegelte, bisher noch nicht zu schweigen geboten hat — will ich die Bildersprache fallen lassen und auch die Abstraktionen und Antithesen vermeiden, die ja nur dazu dienen, schon Durchdachtes zu illustrieren, aber durchaus nicht taugen, eine fremde Gedankenrichtung zu erhellen. Konkretes, Praktisches, Tatsächliches will ich in der knappen Zeit, die mir noch zu Gebote steht, jetzt vorbringen, und so einfach und schmucklos als möglich. Durch Beredsamkeit hinzureißen, das traue ich mir nicht zu. Ich will ja keine farben- glühenden Bilder ausmalen, von dem, was da werden will, und was werden könnte — helfe der König mit; nur den Vorhang will ich wegziehen von dem, was schon da ist, was in unserer Gegenwart schon lebt und sich zu entfalten auch schon begonnen hat.

Das Ding heißt: die sociale Frage. 'Waterlandslos'? Hörte ich recht? hat jemand dieses Wort gemurmelt? Nun allerdings: was diese Frage umfaßt, nämlich die Lebens- und Entfaltungsbedingungen der menschlichen Gesellschaft, das ist kein patriotisches, das ist ein Weltinteresse. Steht die Erde still, oder dreht sie sich um die Sonne? Die Entscheidung dieses Problems hatte mit dem Vorteil des einen oder des anderen Waterlandes nichts zu thun. Auch in der auf der ganzen civilisierten Welt verbreiteten socialen Bewegung handelt es sich um wissenschaftliche Wahrheiten. Noch sind sie nicht gefunden, aber sie müssen ehrlich gesucht werden. Denn die Lösung brächte das, worauf alle — nicht nur einige — Menschen ein Recht haben: Befreiung vom Elend.

Es liegt aber noch viel mehr in der socialen Bewegung, als wirtschaftliche Fragen und als das Ringen um die Verbesserung der Proletarier-Lose; — es liegt eine ganze Weltanschauung darin. Und diese Weltanschauung — eine ganze Reihe neuer Ideale — ist schon so weit in alle Kreise gedrungen, daß, wenn heute alle Proletarier verjagt oder erschossen, oder sonstwie mundtot gemacht würden, so würden deren Ideale in den anderen Klassen, in den Köpfen und Herzen unzähliger 'Bourgeois' und Aristokraten, in den Werken der Dichter und Denker weiter leben und ihre Forderungen nach Verwirklichung unablässig weiter erheben. Und nicht auf Träumen beruhen solche Forderungen, sondern auf erkannten Wahrheiten, auf der Ueberwindung alter Irrtümer. Die Erkenntnis, die der neuen Weltanschauung zu Grunde liegt, läßt sich in einem Satz formulieren: Gutes wird nur durch Gutes erreicht — Böses kann nur Böses bringen.

Das klingt wohl sehr einfach und klingt auch alt, denn gesagt wurde es gar oft — erkannt wurde es aber sicher nicht. Denn bis zum heutigen Tage wird alles Gute — ganz ehrlich angestrebte Gute — durch das Böse zu erlangen gesucht. Die ganze Welt will nach dem Süden, und nordwärts gehen alle Wege . . . Darum ist man bisher niemals gekommen, in das gesuchte Glücksland, und behauptet, es sei überhaupt unerreichbar —; darum verirrt man sich immer weiter und weiter in die Regionen des Eises. Wie heißen die Gewalten, mit welchen bis jetzt die Geschichte der Völker gelenkt wurden? Zwang und Mord. Geschichtsregent, von den biblischen Zeiten bis auf heute, war der Tod. Wer die meisten töten ließ, war der größte Held; wer die meisten töten zu lassen vermag, ist — heute noch — der stolzeste Fürst. Daß irgend jemandem geschadet werden muß, um sich und den Genossen zu nützen, daß irgendwo etwas vernichtet

werden muß, um anderswo etwas zu schaffen: das sind die alten Irrtümer. Daß hingegen jeder einzelne Nutzen den Allgemeinnutzen erhöht, daß jede Einzelvernichtung die Gesamtheit verarmen macht: das ist die neu erkannte Wahrheit. Man fängt auch an, einzusehen, daß das allgemeine Sittengesetz — dessen erste Gebote heißen: ‚Du sollst nicht töten, nicht stehlen, nicht lügen‘ — unmöglich durch ein System befestigt werden kann, das für sich unter dem Namen ‚ratio regis‘ und ‚Staatsraison‘ das Recht beansprucht, hunderttausend Leben mit einem Winke auszulöschen, ganze Länderstrecken sich anzueignen und die Wahrheit ‚diplomatisch‘ zu verdrehen. Und nach Befolgung dieses Sittengesetzes, nach welchem schon seit Jahrtausenden das menschliche Gewissen gravitiert, regt sich jetzt immer gewaltiger der Drang. Vor Zeiten verlangten die Mächtigen dessen Befolgung nur von den Massen. Heute verlangen dies die Massen auch von den Mächtigen.

Die ökonomische Seite der sozialen Frage muß socialwissenschaftlich gelöst werden. Dazu taugen natürlich die armen, ungeschulten, um ihr tägliches Brot mühsam ringenden Proletarier nicht. Dazu taugen auch die in sozialen Dingen ebenso unwissenden, um ihre täglichen Vergnügungen so angestrengt haschenden Reichen und Großen nicht. Nur ein langes, ernstes Studieren, Experimentieren und Spekulieren von seiten der Fachgelehrten (noch giebt es keine Fakultät der Socialwissenschaften) könnte da zum Ziele führen. Was die Mächtigen thun könnten, das wäre — statt von vornherein die Frage abzulehnen und die Frager auszrotten zu wollen — zu defretieren: Es werde gesucht. Dann könnte sich die Wandlung in Ruhe und Frieden vollziehen. Doch wehe, wenn es der ungelenkten, ungebändigten Elementarmacht, dem blinden Instinkte der Massen überlassen bleibt, die Veränderung zu erzwingen. In früheren Zeiten hat man mit Dampf und Blitz

und Flut nichts anzufangen gewußt und hat deren heftige Ausbrüche nur als Katastrophen gefühlt; heute, da man sie kennt, sind sie zu Werkzeugen unserer Wohlfahrt geworden. Auch mit jenen Kräften hat man in früheren Zeiten nichts anzufangen gewußt, welche die Welt zur Erlangung von Freiheit und größerer Lebensfreude treiben, und ihre gehemmten und dennoch ausbrechenden Wirkungen hat man als Revolutionen zu fühlen bekommen. Heute, da man die Gesetze des socialen Lebens zu kennen beginnt, braucht es keine Revolutionen mehr zu geben — man braucht die Entwicklung nur in die rechte Bahn zu lenken, und sie wird zum Werkzeug des Glückes. Ein leichtes wäre es jetzt, jedweder Revolution den „Kopf abzuschlagen“, nämlich — wie es bei Rätseln und Charaden gilt: den ersten Buchstaben weg. Ein Herrscher, an die Spitze des Volkes gestellt und dadurch mit der Macht zum Führen und Lenken und Weiterhelfen ausgestattet, der soll den Strom der Zeit nicht aufhalten, der soll auch nicht zurücksteuern wollen, der kann diesen Strom entlang das Staatsschiff mit fröhlich geblähten Segeln vorwärtstreiben . . . Ich spreche schon wieder in Bildern — und noch dazu in altmodischen: „Staatsschiff“. — — Staatslokomotive wäre gegenwärtig passender, und dabei müßte man bedenken, daß es nicht angeht, immer nur mit der Bremse zu arbeiten . . .

Mehrer des Reichs? Ja. Aber welches Reiches? Die Zeit des Abgeschlossenseins, des Selbstgenügens einzelner Länder ist vorbei. „Wir leben im Zeichen des Verkehrs“ — das Wort ist nicht von mir, es ist von Kaiser Wilhelm II. — die Kulturwelt ist ein Reich, ist ein großer Körper; die Schmerzen und die Freuden, die hier oder dort empfunden werden, durchziehen alle Glieder; der Gewinn und Verlust der Teile bedeutet Gewinn und Verlust fürs Ganze. Die Internationalität hat sich aller Wissenszweige, aller Künste, aller technischen

Fortschritte bemächtigt; Gemeingut ist jede neue Erfindung, jede neue Erkenntnis, jedes neue Kunstwerk. Ebenso ist auch — erst in unserer Zeit — jede Katastrophe der Verarmung, der Zerstörung zum Gemeinschmerz geworden. Die höchste nationale Ehre wird also fortan nur durch den Anteil zu erringen sein, den die einzelne Nation zur Bereicherung der gesamten Kulturwelt beigetragen haben wird, geradeso, wie vor Zeiten demjenigen der höchste Ruhm zufiel, der für das Wohl — nicht seiner selbst oder seiner Familie —, sondern seines ganzen Landes lebte oder starb; Ruhm ist vom Begriffe 'Glück' untrennbar. Denn Ruhm ist der Kranz, den die Beglückten, — niemals aber unglücklich Gemachten — reichen. Einstmals galt es für das größte Glück einer Gemeinschaft, wenn sie aus anderen Gemeinschaften sich Beute geholt, wenn sie aus unterjochten Nachbarvölkern ihre Sklavenschar vermehren konnte, und darum ward dem Eroberer der Vorbeer gereicht.

Auch der Begriff 'Bewunderung' ist unzertrennlich von Ruhm. Solange die Länder durch die chinesische Mauer der Verkehrslosigkeit voneinander abgeschlossen waren, solange man alles Fremde ignorierte und verachtete, da war keine andere Bewunderung von Wert, als die der Landsleute. Heute — im Zeichen des Verkehrs — kann der Ehrgeiz nur voll befriedigt sein, wenn er sich einer Leistung bewußt ist, die die Dankbarkeit und Bewunderung aller — wenn nicht erlangt, so doch verdient, eine Leistung, die den Glücksgehalt, den Reichtum der Welt gemehrt hat und nirgends Jammer und Verzweiflung oder Verarmung schuf.

Es will etwas werden, König! Du selber hörst es rauschen und krachen und prasseln im Kessel der Zeit. Es ist aber nichts Böses, das gewaltsam niedergehalten werden sollte — nein, Gutes ist's. Und werden wird es, weil es dem ewigen Gesetze alles Lebens — Entwicklung — folgt. Die-

jenigen, die jetzt in dieser Geburtsstunde des Werdenden auf der gesellschaftlichen Höhe stehen, die ihnen unberechenbare Macht verleiht, die könnten die Stunde benutzen, um mit ihrer Macht das Werdende zu beschleunigen und so die glänzendste Ruhmesthat vollbringen, die noch jemals vollbracht worden ist. Sie würden in der Geschichte als die Schöpfer dessen gelten, was, falls sie sich widersetzen, ohne sie und vielleicht gegen sie dennoch ins Leben treten wird. Und wäre der Ruhmestitel 'Schöpfer' auch übertrieben — wie fast alle Ruhmestitel — die thatsächliche Leistung, den Werdenden zu schnellerer und katastrophenloser Verwirklichung großführend und opfermutig verhelfen zu haben, wäre der vollen Bewunderung der Mitwelt, des vollen Dankes der Nachwelt wert.

Ja: opfermutig — denn der Fürst, der seine Macht benutzte, um dem neuen Geist zu dienen, würde dadurch seine eigene und seiner Nachkommen Macht einschränken — und das wäre das Edelmütige dabei. Doch, wer den Opfersinn so hoch stellt, daß er die Hingabe von Gut und Blut von Millionen Volksjöhnen für den Fürsten gutheißt, wird wohl verlangen müssen, daß der Fürst freudig für jene Millionen etwas hingabe? ... Das wundervolle Spielzeug, das dem Friedensfürsten noch sein Kriegsheer ist, auf das wird er — wenn anders es ihm ernst ist mit seiner Friedensliebe — verzichten müssen. 'Fürchterlich' fein: das giebt keinen Anspruch mehr auf Bewunderung und Dank im Zeitalter des Verkehrs.

Auf dem Wege des Belüftens kann nicht unendlich weiter gegangen werden. Die Entwicklung nämlich, wie sie naturgewollt — man kann auch sagen: gottgewollt — ist, braucht Wege, die in die Unendlichkeit münden, nicht aber Sackgassen und noch weniger Wege, an deren Ende ein Abgrund gähnt. Hier, am Ziele des Rüstungsweges und schon erschreckend nahe

— heißt der Abgrund ‚Bankrott‘. Man muß die Augen absichtlich schließen, um ihn nicht zu sehen. Vielleicht auch wird das Rüstungsungetüm, das die Völker Europas dem Abgrunde entgegentreibt, noch früher plagen, als es zum verhängnisvollen Absturze kommt; das steht wohl noch zu hoffen. Es kann z. B. durch die stets sich mehrenden Erfindungen, die Vielfältigungsgewalt, bald solche Mordmöglichkeiten schaffen, daß ihr Gebrauch jegliche Lebensmöglichkeit daneben aufhöbe, dann wäre es mit dem Kriegführen überhaupt aus. Es kann das lenkbare Luftschiff oder die Flugmaschine erfunden werden, dann würden alle Festungswerke überflüssig und alle Grenzzollämter illusorisch. Dann aber wäre es auch für euch Mächtige zu spät, die Ruhmesthat zu vollbringen, die heute den Dankesjubel der ganzen Welt entfesseln würde. Heute noch, durch einen einzigen Willensakt, kann euer Geist, euer Herz, euer Mut eine Wandlung schaffen, die sonst als das Ergebnis blind waltender Kräfte sich einstellen wird und vielleicht erst nach einer entsetzlichen Konflagration, die ihr hättet verhüten sollen — also für uns zu spät — zu spät für unsere Kinder — —“

Der Monarch zeigte auf die Uhr.

„Die Redefrist ist verstrichen,“ sagte er kalt.

Am nächsten Tage war ich landesverwiesen,



XXXI.

Wo war ich in meinem Melinda-Roman geblieben? Ach ja: Sie trat auf mich zu, mit ausgestreckter Hand:

„Also, da sind Sie wirklich? Ich freue mich dieses Wiedersehens, Prinz Roland.“

„Hatten Sie denn meine Existenz nicht vergessen, mein gnädiges Fräulein?“

„Sie gehören nicht zu den Erscheinungen, die so gar keinen Eindruck hinterlassen, das wissen Sie ganz gut . . . gerade so gut, wie ich weiß, daß mein Bild auch Ihrem Gedächtnis nicht völlig entschwunden sein konnte. Man begegnet nicht so oft den Menschen, die man als ‚auch einer‘ und auch eine‘ betrachten kann — —“

„Hier nicht ‚auch‘, sondern ‚einzig eine‘ — —“

„Nein — tauschen wir keine Komplimente. Sie sind mir herzlich willkommen, das ist's, was ich eigentlich sagen wollte.“

„Und ich segne den glücklichen Zufall, der mich heute — —“

„Wollen wir uns setzen?“ unterbrach sie.

Sie selber ließ sich auf eine der Kissenstichtungen nieder, die hier als Sitzmöbel dienten. und wies mir mit einer

Handbewegung einen etwas niedrigeren, ihr gegenüberliegenden Platz an.

„Sie leben hier ganz allein?“ begann ich.

„Ja. Warum nicht? Muß denn ein junges weibliches Wesen beständig eine Mutter, oder Tante, oder mindestens eine Gesellschafterin um sich haben, wenn sie keinen Gatten hat — lebendigen oder toten? Wäre ich eine neunzehnjährige Witwe, so hätten Sie diese — gewiß nicht hintergedankenlose — Frage sicher nicht an mich gestellt . . . die unverheiratete Fünfundzwanzigjährige aber, die muß ihre Selbstständigkeit gegen allerlei Verdacht verteidigen — das empört mich! . . .“

„Verzeihen Sie mir . . . ich habe ja keinerlei Verdacht gehegt. — Doch, da es nun einmal so Sitte — —“

„Sitte im Sinne von Gebrauch? . . . Die ändert sich eben, wenn ein paar Leute den Mut haben, sich nicht danach zu richten. Jeder Gebrauch ist ja doch nur nachgeahmtes Beispiel . . . und einer muß mit dem Beispiel anfangen, nicht wahr? Wie entstehen die Moden? Doch auch nur durch den Einfall jener, die etwas Unmodernes tragen?“

„Sie scheinen überhaupt das Gewohnte und Gewöhnliche zu meiden . . . wenn man nach der Einrichtung dieses Zimmers, oder vielmehr dieses Saales, schließen darf . . . Hat jenes Pferd eine Geschichte?“

„Ich habe das Original geliebt . . . wenn Sie das eine Geschichte nennen wollen.“

„Gewiß. Ich wollte, es wäre die meine.“

„Dann wären Sie ja tot — auf meinen Befehl erschossen. Die arme Loreley — wegen ihrer schönen, reichen Mähne war sie so getauft . . . Ich will aber die Geschichte nicht erzählen, sie ist zu traurig . . . und ich möchte jetzt ein wenig fröhlich sein und Sie ein wenig fröhlich sehen.“

„Mich? Ich habe das Fröhlichsein verlernt.“

„Welche Sünde!“

„Kann man denn in einem Hause fröhlich sein, wo Kranke liegen, wo Gefangene ächzen, wo das Dach einzustürzen droht?“

„Da haben Sie sich allerdings eine ungemütliche Wohnung ausgesucht. Warum ziehen Sie nicht aus?“

„Sie meinen: warum bringe ich mich nicht um? Das Haus ist ja unsere Welt.“

„Ach, sind Sie noch immer in den Weltenjammer vertieft — noch immer auf dem Feldzuge gegen die Dual begriffen . . . Sie erzählten mir davon an Bord . . . Was haben Sie schon erreicht?“

„Nichts!“

„So giebt es um keinen Unglücklichen weniger, seit Sie das Unglück bekämpfen?“

„Es giebt nur einen mehr — ich selber. Und doch nein — in dieser Minute wäre es Lüge, wollte ich klagen. Ich atme Freude . . . Durch alle Sinne dringt mir Schönheit in die Seele, und **Beiwunderung ist Lust**. — Ich — Unterbrechen Sie mich nicht!“ rief ich, aufspringend, als ich sah, daß sie, mit dem unmutigen Gesichtsausdruck huldigungs- gewohnter, Komplimentsüberdrüssiger Schönen sich anschickte, mir in die Rede zu fallen. „Lassen Sie mich sprechen, wie Sie damals in Triest gesprochen haben . . . erinnern Sie sich? . . . Sie standen mir gegenüber, an das Terrassengeländer gelehnt, wie ich jetzt an dem Raminfims lehne, und ich blickte zu Ihnen auf, wie Sie jetzt zu mir . . .“

Sie nickte.

„Ich erinnere mich . . . Reden Sie!“

„Ihr Thema begeisterte Sie, und die Worte strömten von Ihren Lippen, ohne daß Sie dabei an denjenigen dachten, der Ihnen lauschte. Auch mich hat in diesem Augenblicke eine

warme Gefühlswelle emporgehoben, eine Begeisterung erfasst, auch ich möchte es sagen, was mich bewegt, aber nicht, wie Sie damals, für sich selber — sondern für Sie, denn Sie sind ja die Urheberin von dem, was ich empfinde. Nahezu Glück — Fräulein Melinda — nahezu Glück könnte ich diese Empfindung nennen . . . Freilich ein Augenblicksglück, ein der traurigen Grundstimmung meines nüchternen Seelenzustandes entrücktes Rauschglück . . . aber gleichviel: es durchrieselt mich warm und wonnig und giebt der Minute vertausendfachen Zeitwert. Was geht's mich an, daß draußen, weit weg — ob auch nur ein paar Schritte weit, oder in einem anderen Welttheil — Finsternis und Jammer herrschen, — hier, wo ich bin, bin ich von Schönheit umflutet, und ich muß, ich soll mich daran erquicken. Ja, soll — das ist das Sittengesetz, das ich ahne . . . jeder Schmerz soll, wo nur immer möglich, abgewendet werden, von anderen und von sich selber, — jede Freude, wo sie nur immer blühen mag, soll genossen, soll bereitet, soll gegönnt werden — sich und anderen. Also, was kümmert mich jetzt das ferne Dunkel in dieser Lichtumgebung? Ich atme Schönheit. In allen Formen umschmeichelt mich diese Zauberin. Schönheit ist das zweitheiligste Attribut der Göttlichkeit, — Güte ist ihr erstes — und daß diese Welt trotz aller Entseßlichkeiten von göttlichem Hauch durchweht ist, dafür ist mir jedes einzelne — Weilschen Zeuge. Und hier duften mir hunderttausend Weilschen zu . . . die magische Pracht, mit welcher Ihr Kunstfönn, Melinda, die elektrischen Flammen hier Farbensymphonien spielen läßt, dort im rotglühenden Gitterwerk, da in mondscheinblauem Krystallgesimmer — dort oben auf dem diamantenen Vogel . . . Wie Musik klingt mir das sanfte Geplätscher der Fontäne . . . wie Gekose berühren mich diese weichen, weißen Felle . . . und inmitten von so originellem, kunstföcherem und genußföcherem

Geist angeordneter Einrahmung das holdseligste Bild . . . die Herrin selber. Wie in einem Brennpunkte vereinigen sich auf Ihrem lieblichen Wesen so viel Strahlen der irdischen Glückssonne: Sie sind jung, reich, frei, geistvoll, makellos schön . . . wie aus einem Füllhorn regnen die Blumen der Lebensfreude auf Sie herab: Kunstimmortellen, Liebesrosen oder gar die glühende Passiflora — Sie brauchen sich nur zu bücken, um sie aufzulesen. Wenn jenes elektrische Wunder, von dem Sie neulich sprachen, wieder über Sie hereinbricht . . . Und ich denke mich hinein, mit einem zitternden Gedankenflug, mit einem beschleunigten Herzschlag, wie das wäre, wenn ich derjenige sein könnte, den — — ich will es gar nicht aussprechen, weil ich es auch gar nicht auszudenken wagte — nur wie ein Blitz zuckte es an meinem Geiste vorbei — wie ein Blitz, der einen ganzen Himmel erhellt . . . Und wirklich, solches giebt es — kann es auf Erden geben, und da wagen verdrießliche Thoren zu behaupten, es wäre besser, es gäbe keine Welt? . . . Wer weiß, ob nicht auf manchem Sterne solche Herrlichkeit, solche Seligkeits ekstase, wie sie mich in einer Momentvision geblendet, nicht das dauernde, normale Lebensbewußtsein gottähnlicher Wesen abgiebt? — Dann mag es aber auch — könnte man mir sagen — Welten und Unterwelten geben, wo die Dual als normal und dauernd waltet, mit anderen Worten, die Hölle keine Fabel? Das glaube ich nicht, denn die Dual wird bekämpft, wird zu vertilgen gesucht, wo nur immer möglich — selbst von uns zeitlichen, machtlosen Menschlein — wie soll die ewige Allmacht ihr die Herrschaft überlassen? Aber nochmals: was kümmern mich alle Sterne? Nur, wer Trost und wer Erhebung braucht, schweife mit seinem Sehnen in die Ewigkeit — wem aber die Zeitlichkeit, in so engem Raume, wie diese vier Wände, ein Paradies bietet, der versenke sich darein . . .“

„Genug, Prinz Roland — Sie phantasieren wie ein

Fieberkranker. Kehren Sie zur Erde zurück — hier ist noch kein Paradies. Die elektrische See — von der ich damals phantasierte — hat ja mit ihrem Stabe bisher weder mein — noch Ihr Herz berührt. Alles Spielen und Gaukeln mit etwas so Heiligem, wie die Liebe, dulde ich nicht. Es kann ja sein, daß einst . . ."

Der Diener trat ein und meldete Besuch: ein berühmter Maler und dessen Frau.

Noch zehn Minuten konventioneller Unterhaltung, und ich ging.



XXXII.



Ich genieße die Geseze — sagt Marquis Posa zu König Philipp.

In der That, es hat ja etwas Beruhigendes, Sicherheitgewährendes, sich als Glied eines Organismus zu fühlen, von dem man weiß, daß er einen Kopf hat, in welchem ein denkender Wille wohnt, und Arme mit genügender Muskelkraft, um den Willen auszuführen. Mit anderen Worten: daß man in einem Staate lebt.

Doch, wie jedes Gleichniß — so hinkt auch dieses. Man kann sich keinen Organismus vorstellen, dessen einzelne Zellen auf höherer Entwicklungsstufe stünden, als dessen Gesamtbewußtsein. Und dies wäre doch hier der Fall — wollte man den Staat als den Kopf des Gesellschaftskörpers betrachten. Der Staat hat Principien, Gepflogenheiten, Rechte, die weit hinter den moralischen Principien, Bestrebungen und Rechtsbegriffen einer Mehrzahl seiner Angehörigen zurückgeblieben sind. Daher der Wunsch des Socialisten, den Staat an sich zu reißen, um ihn nach seiner eigenen Weltanschauung umzumodeln; daher bei solchen, die auch die Socialistentherrschaft befürchten, der Wunsch nach einem Zustande „ohne Staat“.

Es ist ja wahr: der Staat thut im großen alles das, was er im kleinen den Individuen verbietet, und vor dem

diese, auch ohne Verbot, zurückschrecken, insofern sie nur halbwegs moralisch entwickelt sind.

Der Staat führt Krieg, erobert Ländergebiete, macht Anlehen, erklärt sich bankrott, veranstaltet Lotterien, beaufsichtigt die Prostitution, brennt Schnaps, unterhält geheime Polizei und Rundschafterdienst, schreibt die drückendsten Steuern aus und treibt sie gewaltsam ein, vollstreckt Kerker-, Verbannungs- und Todesurtheile.

Wenn der Peter oder der Paul Analoges thut, so sagt man: er morde, raube, mache Schulden, falliere, spiele Hazard, schweife aus, sei ein Lump, ein Verräther und noch geldgierig und hartherzig obendrein. Nun, wenn der Peter durch und durch Egoist ist und ein roher Geselle dazu; wenn er außerdem weder ein bürgerliches noch ein moralisches Gesetz über sich anerkennt, so wird er zu seinem eigenen Nutzen und Vergnügen ungefähr so auftreten.

Die Staaten nennen sich Rechtsstaaten, weil sie von ihren Angehörigen fordern, daß sie rechtlich seien. Sie nennen sich auch christliche Staaten, weil sie von den Staatsbürgern Religiosität verlangen — und auch, weil sie der Kirche auf Gegenseitigkeit beruhende Stütze verleihen. Daß sie aber selber ‚christlich‘ seien, nämlich, wie Christus, mild, vergebungsvoll, uneigennützig, friedfertig: — nun, das wird doch niemand, auch der Staatsanwalt nicht — von ihnen behaupten.

Ich schreibe kein politisches Buch. Abgesehen von dem Mangel an positiven Kenntnissen auf diesem Gebiete, mangelt es mir auch an der Lust, Erörterungen über die wünschenswerten und dabei gegenwärtig möglichen Wandlungen anzustellen, die in den waltenden Regierungssystemen einzutreten hätten, um sich dem gewandelten Zeitgeiste anzupassen und so den gewaltsamen Umsturz und die gewaltsame Reaktion fernzuhalten; ich dociere nicht — ich phantasiiere nur. Also keine

praktischen Ratschläge — das ‚Praktische‘ besteht ja zumeist nur aus halben Maßregeln, aus Kompromissen, aus neunundneunzig Hundertstel Verzicht. Und ich will mir das ganze Bild meiner Sehnsucht ausmalen. Das Bild von der Dualerlösung — von dem ‚uns zugekommenen Reiche‘, um das seit neunzehnhundert Jahren im Vaterunser gebetet wird: ‚Dein Reich‘ — —

Dieses Reich denke ich mir nicht notwendigerweise ‚ohne Staat‘. Es ist ja möglich, daß die Menschen einmal so vollkommen werden, daß jeder einzelne niemand anderen bedroht und von niemandem bedroht wird; daß also keiner eines Schutzes bedarf. Indessen scheint das sociale Leben noch auf lange Zeit hinaus auf Zusammenschluß beruhen zu sollen, auf der Bildung von Gesellschaftsorganismen, als deren Centrum eine gesetzgebende und gesetzausführende Macht fungiert. Mit anderen Worten: ein Staat.

Ein Höheres sehe ich vor mir, als was bisher als Staatsideal hingestellt worden ist. Höher als ‚Rechtsstaat‘, höher als ‚socialer Staat‘, höher als ‚christlicher Staat‘ — es wäre: **der göttliche Staat.**

Oberstes Gesetz: die Liebe. Neben der Gerechtigkeit — umfassendes Erbarmen. Alles, was an Edelsinn und Tugend bis jetzt empfunden und gelehrt und von den einzelnen gefordert worden, hätte in der Staatsidee seinen höchsten Ausdruck zu finden.

Eine sichere Zuflucht, ein Hort müßte dem Bürger der Staat sein, — wie dem Frommen sein Gott. Kein Verfolgter, kein Unterdrückter, kein Hungernder, der nicht eine Stätte fände, wo er sein Leid einem Hörenden und Helfenden klagen könnte. Die Güte, die Nachsicht — eine Nachsicht, die so weit geht, daß sie jede bereute Sünde verzeiht — kurz, Eigenschaften, die der heutige Staat in seinem offiziellen Glauben dem höchsten

Wesen zuschreibt; göttliche Eigenschaften, an die zu glauben in jeder staatlichen Schule den Schülern befohlen wird, an welche jedoch derselbe Schüler, wenn er in Noth und Verderben sinkt, nur in seinem an außerirdische Macht gerichteten Gebete sich wenden darf; Eigenschaften, welche heute in keiner Staats-einrichtung enthalten sind — denn diese alle sind seelenlos — die müßten im göttlichen Staate walten.

Jedes Zeitalter hat übrigens den Staat, den — ein voriges verdient hat. Verdienen wir, indem wir dem Gotte in unserem Innern folgen, verdienen wir unseren Söhnen vorerst einen ethischen Staat. Diese werden ihren Enkeln den göttlichen erobern.



XXXIII.

Das Gespräch im Rauchzimmer des Gesandten fiel in die erste Etappe meiner Rundreise zu den europäischen Höfen.

Wo ich dann noch überall hingekommen — das will ich mir nicht in Einzelheiten vorgaukeln. Eine hartnäckige Minierarbeit von Jahren stelle ich mir vor, in der die Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter mir zu Hilfe gekommen wäre. Denn nicht die Kronenträger allein, besonders die „Räte der Krone“ sind es, die den Gang der politischen Aktionen lenken. In die Kabinette der Minister, in die Kanzleien der Behörden, in die Salons der Botschafterinnen müßte die Forderung des Zeitgewissens getragen werden . . .

Was das Volk will, indem es endlich sein Recht auf Glück und Leben geltend macht, und was es erreichen wird, so oder so, das sollen diejenigen erfahren, die im Stande sind, unmittelbar die segensvolle Wandlung zu vollziehen.

Belehren, befehlen? Das mute ich mir nicht zu. Nur zu wissen geben, wie die Dinge thatsächlich stehen, und wohin die Völkersehnsucht und das Zeitgewissen drängen: — das genügt. Die Stimmgabel anschlagen — die Geister werden von selber im gleichen Tone schwingen. **Der demokra-**

fische Hochmut ist mir fremd, der — ebenso blind und ebenso vorurteilsvoll, wie der aristokratische — von dem Wahne befangen ist, alles Gute, alles Befreiende könne nur aus den unteren Schichten kommen; nur das Volk könne den socialen Nebeln abhelfen — gerade so, wie der aristokratische Wahn alles Böse, Gemeine und Verderbliche nur vom 'Pöbel' befürchtet.

Sei nicht böse, arbeitendes Volk — du bist es nicht in deiner Ganzheit, aber es giebt einen Pöbel in deiner Mitte, und wehe, wenn dem die Herrschaft zufiele! Daß das Höhenmaß der menschlichen Gesellschaft so steige, daß alle Pöbelhaftigkeit, alle mit der Unwissenheit und Roheit und bittersten Lebensnot verbundene Untermenschlichkeit verschwinde, daran haben nicht nur die Bauern und Arbeiter und Kleinbürger Interesse, sondern ebenso diejenigen, die durch Rang, Reichthum, Wissen und Macht auf des Lebens Höhen stehen — Höhen, die zu erklimmen jedem möglich sein soll.

Der kürzere, der sicherere Weg, um einen Kulturfortschritt zu erreichen, ist es jedenfalls, wenn die gegenwärtigen Träger der Kultur und der Macht ihn bewerkstelligen, und wenn nicht erst abgewartet werden muß, daß eine neue Schichte zur Macht gelange, und daß in alle breiten Niederungen des Volkes jene Gemüths- und Geistesbildung dringe, die zu erspriesslichen politischen Thaten erforderlich ist.

Es giebt auch einen socialwissenschaftlichen Hochmut, der da alles Eingreifen der Einzelnen, der Parteien, der Staatsmänner und der Fürsten in den Gang der geschichtlichen Ereignisse für eitel hält. Nach ewigen, naturgebotenen Gesetzen, so unwandelbar und notwendig wie der Lauf der Gestirne, gingen die Ereignisse vor sich, geregelt durch wirtschaftliche Kräfte — so daß dem Individuum, sei dieses auch ein sogenannter Machthaber, keinerlei wirkliche Macht zusteht, die Kultur in diese oder jene Bahn zu lenken.

Dieser Hochmut hindert an der That. Er verlockt dazu, die Arme zu kreuzen und alle Vorschläge zur Besserung der inner- und außerpolitischen Verhältnisse mit dem Hinweis auf die unveränderlichen Naturgewalten abzufertigen.

Solange man sich in Abstraktionen bewegt, erscheint diese Auffassung, in der That, als die großartigere. Faßt man aber die konkreten Fälle ins Auge, so muß man doch zugeben, daß, so wie die socialen und politischen Dinge gegenwärtig sich entfaltet haben — es in der Macht bestimmter Kreise und Personen liegt, unmittelbar die nächstliegenden Ereignisse und Zustände zum Segen oder zum Fluch zu gestalten.

Ein Beispiel. Der schon beinahe abgeschlossene Vertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, des Inhalts: „daß fortan alle zwischen diesen beiden Ländern etwa auftauchenden Streitigkeiten vor ein Schiedsgericht zu bringen seien“; dieser Vertrag, der eine neue Aera eingeleitet hätte, weil durch ihn der Krieg zwischen zwei mächtigen Staaten principiell abgeschafft worden wäre — ein Beispiel, das andere Staaten sicherlich befolgt hätten — dieser Vertragsentwurf war nicht durch unberechenbare Naturgewalten und mittelst vorhergehender nationalökonomischer Umwälzungen ins Leben getreten, sondern durch die zielbewußten Bemühungen der beiderseitigen Friedensvereine und durch die am 11. Januar 1897 unter ein Dokument gesetzten Unterschriften der beiderseitigen Regierungsvertreter.

Daß die Ratifizierung im amerikanischen Senate scheiterte, das war auch nicht die Folge unumstößlicher Naturgesetze, sondern die Folge des mangelnden Verständnisses bei einer genügenden Anzahl Senatoren und Folge des Verfassungsparagraphen, der diese Senatsratifikation mit zwei Drittel Mehrheit erforderlich machte.

Wer kann es übersehen, daß, wie heute die Dinge liegen

(und sie liegen genau so, wie menschliche Klugheit und Thorheit sie zurechtgelegt), ein paar hochgestellte Menschen es ganz und gar in der Gewalt haben, Europa in Brand zu setzen — und auf diese Art die Kultur um Jahrhunderte zurückzuschleudern?

Allerdings: in der socialen Welt giebt es, geradeso wie in der physischen, unumstößliche Grundgesetze und mathematisch sicher wirkende, von keinem Menschenwillen aufzuhaltende Kräfte — aber indem man sie kennt und berechnet, kann man diese Kräfte — eben deshalb, weil sie untrüglich sicheren Gesetzen gehorchen — nach der gewollten Richtung lenken. So werden denn auch rastlos die physikalischen und dynamischen Gesetze zu erforschen gesucht. Und in der socialen Welt sollte es hohe Weisheit sein, die Naturmächte blind walten zu lassen? Oder schlimmer noch: sich ihnen entgegenzustemmen?

Da sagen die Leute: „Es wird immer Kriege und immer Revolutionen geben — das lehrt uns die Geschichte.“ Und, gar gründlich thugend, fügen sie hinzu: „Ganz natürlich: die Bevölkerungszahl nimmt in dem einen Lande ab, im anderen zu. Das zunehmende Volk muß, um sich Raum und Nahrung zu schaffen, sich in die Nachbarländer ergießen, d. h. also Invasion; diese muß abgewendet werden, und das ist der unvermeidliche Völkerkrieg. Ferner: Die die Macht in Händen haben, die expressen von den Massen so lange Abgaben, unterdrücken so sehr ihre Freiheit, daß die Massen es endlich nicht mehr aushalten und sich empören. Diese Empörung muß niedergehalten werden — das ist dann der unvermeidliche Bürgerkrieg.“

Dieses ganze schöne Raisonnement ist ebenso stichhaltig, als sagte man: „Ein Kessel wird geheizt und geheizt — endlich wird er springen.“ Hätte man das immer so gethan, so wäre auch jeder Kessel gesprungen, und es ließe sich

behaupten, gestützt auf historische Thatsachen, Explosionen seien unvermeidlich. Der Mechaniker aber sagte: Nein! und schuf das Ventil.

Die Explosionen und sonstigen Katastrophen im Völkerleben, die die Geschichte aufweist, sind lauter Lehren, nicht von dem, was sein muß, sondern von dem, was zu verhüten ist.



XXXIV.

Ich habe ein glühend ersehntes Ziel vor Augen bin im Besitze reicher Mittel, mein Rang sichert mir den Zutritt zu den Mächtigen der Erde: — sollte ich da nicht mit hoffnungsvollem Eifer an die Arbeit gehen?

Und diese Arbeit — die ja vorerst nur in der Phantasie verrichtet wird, brauche ich nicht in bestimmte Programmpunkte und abgesteckte Linien einzuteilen, denn das Unerwartete und Zufällige würden mir Bundesgenossen sein. Nur die Aufgabe sähe ich vor mir: von einem zum anderen gehen und wiederholen, was der Sinn meiner damaligen Worte im Rauchzimmer des Botschaftspalais war: **Es will etwas werden, König!**

Einer oder der andere wird doch den Anfang machen wollen, das werdende in die Hand zu nehmen . . .

Nicht von meiner schwachen Stimme allein, von allen Seiten sollen diese fünf Worte an das Ohr der Gewaltigen schlagen. Fast in jedem Lande weiß ich unter den Politikern und Staatsmännern wenigstens einen, der von dem gleichen Wunsche nach veränderten internationalen und socialen Zuständen beseelt ist; doch alle fühlen sich zu vereinzelt, um damit hervorzutreten. Sie mit-

einander in Verbindung bringen, sie gegenseitig mit ihren Zielen und Ideen bekannt zu machen, das wäre keine schwere Sache. Zuerst schlossen sich zwei oder drei einflußreiche Mitarbeiter an, endlich eine ganze Schar. Wer weiß? Zufällig könnte auch im Geiste eines der drei oder vier Großen, die heute das Schicksal der Völker in Händen haben, ein Funke sich entzünden . . .

Da höre ich wieder den modernsten geschichtsphilosophischen Einwand: Nicht Menschen, nicht Heroen lenken die Ereignisse; die politischen Zustände ändern sich durch den Zwang wirtschaftlicher Verhältnisse, durch Dinge, über welche die Individuen — und seien sie auch noch so hochgestellt — keine Macht haben. Sonderbar, daß diese überlegene Anschauung meist nur dann hervorgekehrt zu werden pflegt, wenn die Forderung sich erhebt, daß durch eine konkrete, augenblickliche That etwas Gutes, Beglückendes ins Leben gerufen werde. Da wird man mit dem Hinweis auf das anonyme Werk der Jahrhunderte getröstet.

Niemand aber wird leugnen, daß für einen einzigen — einen Napoleon I. z. B. — die Möglichkeit gegeben ist, aus eigener Machtvollkommenheit das größtmögliche Unglück über einen ganzen Erdteil zu verhängen. Die gleiche Machtfülle könnte doch, wie sie das Verderben schaffen kann, ebenso die Beglückung schaffen. Das unumschränkte Entscheidungsrecht über Krieg und Frieden ist nicht nur dahin zu verstehen, daß bloß zu wählen sei zwischen: den Krieg erklären oder nicht erklären. Es giebt auch noch diese Wahl: den Frieden erklären oder nicht.

Unsere Fürsten, die man als ‚Friedensfürsten‘ preist, haben bisher in beiden Fällen das negative Verhalten gewahrt. Sie haben den Krieg nicht entfesselt, sie haben aber auch den Krieg nicht überwunden. Der Drache wird nur an einer losen Beine

gehalten — der Ritter Georg, der ihn erlegt, muß erst kommen. So wie die Monarchen die Macht haben — wenn sie wollen — das positive Unglück des Krieges zu dekretieren, so hätten sie auch — wenn sie wollten — die Macht, das positive Glück des Friedens zu schaffen. Menschenwert — so sehr es auch auf unwandelbaren Naturgesetzen beruht — Menschenwert ist alles in unserer Kultur; Brücken und Schiffe, Gesetze und Einrichtungen, Eisenbahnen und Webstühle, Verfassungen und Verträge: nichts von alledem entsteht von selber. Was gehört — beim gegenwärtigen Stande der Dinge — dazu, um die Verheerungsfurie loszulassen? Ein Mobilisierungsbefehl. Was gehörte dazu, um — was noch niemals ernstlich versucht worden ist — den internationalen Frieden einzusetzen? Die Einberufung einer Konferenz der Mächte mit den Programmpunkten Staatenbund — Völkertribunal — Abrüstung.

Der letzte Punkt wäre das Ergebnis der beiden ersten. Dabei wäre doch die Aufrechterhaltung einer internationalen Truppe verstanden zum Schutze gegen einzelne Friedensbrecher inner- und außerhalb des Bundes, zur bewaffneten Hilfe der gewaltthätig Bedrängten. Der Hilferuf gequälter Nationen (o Armenien, mit deinen 300 000 Leichen!) wird von den Mitnationen, wenn diese nicht mehr untereinander sich bedrohen, ebensowenig überhört werden dürfen, als heute auf belebter Straße der Hilferuf eines überfallenen Mitmenschen vergebens verhallt.

Eine neue Aera — das Wort klingt so morgenrötlich glorienhaft — eine neue Aera würde die Abhaltung jener Konferenz einleiten. Die Erfüllung brächte sie von dem, was die Kulturwelt am heftigsten ersehnt. Wohl würde das Ergebnis — wie alles Neue — auf den Widerspruch einiger stoßen (gerade heute las ich den heftigen Protest der Wiener

Fiafer gegen den Bau der elektrischen Stadtbahn), aber sicher nicht auf den Widerstand der Allgemeinheit. Für diese brächte es jubelnde Freude.

Wer sich dahinein zu denken vermag, dem will es scheinen, als müßte dieses Ziel das höchste, das nächste, das einzigste sein, auf welches alle Kräfte hinzulenken wären. Man begreift nicht, daß nicht ein heiliger Kreuzzugseifer alle Schichten der Völker erfaßt, daß die Mächtigen der Erde nicht der glühende Ehrgeiz beseelt, die ersten zu sein, das erlösende Banner aufzupflanzen!

Freilich, es mag ein eigener Größenrausch in dem Bewußtsein liegen, daß man unumschränkt über bewaffnete Regionen verfügt; daß vom Zucken der eigenen Wimpern es abhängt, ob Hunderttausende sterben müssen oder nicht; daß man von einem Wall umgeben ist, mit Hunderttausenden von Bajonetten bepflanzt, der die eigene Macht beschützt; es muß beinahe einem gottähnlichen Allmachtsgefühl gleichkommen — denn was ist geeigneter, den Stolz, den trohigsten und titanenhaftesten Stolz zu wecken, als dieses Bewußtsein der eigenen Furchtbarkeit — ist ja doch die höchste Form der Ehrung die Ehrfurcht?

Es ist begreiflich, daß auf solche Machtfülle nicht leicht freiwillig verzichtet werde. Darum stößt die Idee der Abrüstung zumeist auf Widerstand bei den Monarchen — ebenso die Idee des Staatenbundes oder des Völkertribunals, denn diese Einrichtungen würden die Abrüstung zur natürlichen, unausbleiblichen Folge haben. Andererseits giebt es wohl keinen unter den heutigen Herrschern, den der Gedanke der Abrüstung nicht schon öfters erfaßt hatte . . . er wird aber nicht zu Ende gedacht. „Einmal wird es ja kommen müssen, denn die Rüstungsüberbietung kann unmöglich ins Unendliche sich fortsetzen, aber — ,après nous le — désarmement!“ Man

wird doch den Becher nicht selber zerschlagen, aus dem man jenen köstlichen Größenrausch trinkt!

Wirklich nicht? Also wären die keines Opfers fähig, die stets den Opfermut als höchste Tugend preisen und es fordern, daß alles Blut und Gut freudig für sie dahingegeben werde?

Es wäre aber nicht einmal ein Opfer. Der Becher, der da zerschlagen werden sollte, er hat schon gar arge Sprünge, und täglich wird seine Gefe bitterer . . . Und um wie vieles köstlicher wäre der andere Trunk, um wie vieles beseligender der Rausch der größeren Größe. Hunderttausend Todesurtheile sprechen können: das ist freilich eine Prærogative hoher Gewalt, — aber Millionen Leben vor der drohenden gewaltsamen Vernichtung retten: das muß doch eine stolzere Bethätigung derselben Gewalt sein. Denn damit wäre über Wohl — statt Wehe —, über Leben — statt Tod —, nicht nur für die eigenen, gegenwärtig lebenden Unterthanen entschieden, sondern für die übrigen Völker und die kommenden Geschlechter.



XXXV.

Selbstverständlich: Melindas Worte „Es kann ja sein, daß einst . . .“, welche durch das Hinzukommen fremder Leute abgebrochen worden — die mußten mir nachklingen, wie eine weiche, wiegende Hoffnungsmelodie, die mußte ich noch im Traume und am folgenden Tage hören, so hartnäckig und so süß, daß sie mich wieder in die Augartenvilla lockten.

Ein erster Besuch soll nicht so bald wiederholt werden; das wußte ich wohl, aber fast unbewußt war ich nach zwanzig Stunden zur Stelle. Ich wurde nicht empfangen.

Drei Tage hintereinander mußte ich hören: „Das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause!“ Dadurch gesteigerte Sehnsucht. Mit offenen und geschlossenen Augen — immer sah ich den in so buntem Lichterspiel erstrahlenden Saal und drinnen die weiße, goldhaargekrönte Gestalt . . .

Also verliebt? Auch dieser Zustand wird öfters „Dual“ genannt. Ach, gäbe es keine schlimmere — der wollt ich nimmer Schach! sagen. Im tiefsten Liebeschmerz kann man sich wohl alles Erdenkliche wünschen — auch den Tod —, aber nur das eine nicht: daß die Ursache des erlittenen Schmerzes etwa verschwinde.

Am Abend des vierten Tages ging ich in die Oper. Am

Bettel: Lohengrin. Das Theater ist der Ort, wo ich am besten vergesse, daß wir in einer jämmerlich unvollkommenen Welt leben; daß es unter uns Menschen so kleinlich und traurig zugeht; daß rings so viel Meid und Streit und Niedertracht herrschen . . . Im Opernhause — im ‚Musentempel‘, wie der altmodische und gezierte Ausdruck besagt, in dem doch viel Wahres liegt, denn der Kunst wird ja Tempeldienst geweiht — im Musentempel da werde ich vom Wahm befangen, daß Genie und Schönheit die höchsten Ziele des Strebens seien, daß die da versammelten Menschen in der ‚Gestalt‘ des Kunstgenusses und im Namen eines gemeinsamen Ideals — kommunizieren. Auch das ist — Autodafé.

Während des ersten Finales störte mich plötzlich der Lärm einer in meiner unmittelbaren Nähe geöffneten Logenthür. Ich sah mich nach der Richtung des Lautes um, und knapp an meiner Seite — ich saß auf einem Ecksiß des Parterres — das willkommenste Bild, das ich hätte sehen können: Melinda Korgazh.

Wieder in weiß, aber diesmal in defolletierter Seide — Perlen um den Hals und Perlen im Haar. Sie legte Fächer und Bouquet auf die Brüstung und blieb da eine Weile stehen.

Erst als eine zweite Dame, die noch im Hintergrunde mit Ablegen des Capuchons beschäftigt war, in den Vordergrund kam — es war die junge Malersgattin —, setzten sich die beiden nieder.

Jetzt schaute ich nicht mehr nach der Bühne. Nur die Harmoniewellen, die von dort sich ergossen, nahm ich mit verdoppelter Wonne in mich auf; sie bildeten gleichsam die Begleitung zu dem Liede, das von meinem eigenen Herzen — als ob dieses eine Harfe wäre — schwingend emporstieg. ‚Ich liebe dich, Melinda‘ war des Liedes Text.

Raum war der Vorhang über das herrliche Finale gefallen,

so verließ ich meinen Platz, um mich in jeneloge zu begeben.

Bei meinem Eintritt wendete Melinda sich um und reichte mir die Hand:

„Guten Abend, Prinz Roland . . . Ich habe Sie vorhin — da unten — bemerkt . . . Die Musik schien Sie tief zu bewegen . . .“

„Ja — der ganze Lohengrin wirkt hinreißend auf mich . . . es ist so viel Jubelndes, so leidenschaftlich Frohlockendes darin. — Gestern und heute hatte ich mir erlaubt, bei Ihnen — —“

„Ach ja — es thut mir leid, ich war nicht zu Hause . . . Ueberhaupt, ich empfangenur an Montagen . . . Neulich war das nur so ein Ausnahmefall.“

„Vielmehr ein Ueberfall, wie? . . .“

„Können Sie mir nicht sagen, wer sind die Damen dort vis-à-vis in der zweitenloge rechts?“ — „Die Stimme des Tenoristen ist doch wundervoll“ — „Haben Sie auch schon ‚Tamagno‘ gehört?“ — und was dergleichen Zwischenaktsgespräche mehr sind, an welchen Melindas Begleiterin sich auch beteiligte. Dennoch war mir's, als ob zwischen ihr und mir es ein leises Funkengeknister gebe . . . War das vielleicht die elektrische Fee, von der sie damals in Triest gesprochen, die ihr Instrument stimmte — wie da unten die Violinisten das ihrige?

Eine Zeitlang, während wir die gleichgültigsten Dinge sprachen, blieben unsere Blicke fest ineinander versenkt; dabei fühlte ich in jedem Atemzuge ein Glücksgefühl aufsteigen und sah die weißen Spitzen an ihrem Kleiderausschnitt wogen . . . Plötzlich verstummten wir; das leere Gerede klang wohl zu falsch zu dem Ton, auf den die unsichtbare Fee uns stimmen wollte . . .

Der folgende Tag war ein Montag. Ich fand mich zwanzig Minuten vor der anberaumten Empfangsstunde ein. Meine Hoffnung erfüllte sich: ich fand Melinda noch allein.

Diesmal war ich nicht in den großen Saal geführt worden, sondern in ein kleines, trauliches Arbeitszimmer. Gar Verschiedenes schien hier gearbeitet zu werden: Schreibtisch — Staffelei — Stichtafeln — Bücherschrank und neben der Chaiselongue ein drehbares Lesetischchen.

Als ich eintrat, stand Melinda von ihrem Schreibtisch auf:

„Ah, eben war ich daran, Ihnen ein Billet zu schreiben.“

„Mir? . . . Wollen Sie mir das Autogramm geben?“

„Ich hatte mir eben erst den Bogen zurechtgelegt — ein Autogramm existiert noch nicht.“

„Und was war der beabsichtigte Inhalt?“

„O, nur die Bitte, morgen sans façon bei mir zu speisen . . . in ganz kleiner Gesellschaft . . . zu Bieren.“

„Der Maler Bessing und seine Frau?“

„Sie haben es erraten. Kann ich also auf Sie zählen?“

Ich verneigte mich.

Melinda setzte sich auf die Chaiselongue und wies mir einen Platz auf einem Fauteuil an, der neben dem Lesetischchen stand.

„Sie haben gestern die Oper früh verlassen,“ begann ich „ich hoffte, noch beim Ausgange Sie zum Wagen geleiten zu können, doch Sie waren verschwunden.“

„Ja, meine Freundin fühlte etwas Kopfschmerz und wollte fort . . . ich hätte sonst nicht einen Ton des wundervollen Werkes versäumt. Auch an dem Zuspätkommen war Frau Bessing schuld. . . .“

„Sie lieben die Musik?“

„Ob ich sie liebe! Sie ist der einzige — noch durch Worte nicht gefälschte — Ausdruck dessen, was unsere Sehnsucht ist . . .“

„Der Ausdruck ja — wo ist aber die Erfüllung?“

„Immer jenseits.“

„Sie meinen: jenseits des Grabes?“

„Ich meine, jenseits des Horizonts, der vor uns liegt.“

„Also ewig unerreichbar?“

„Wer weiß? . . . Ich habe den vorigen Winter in Florenz zugebracht, da habe ich mir diese Lebensart angewöhnt. Es paßt so gut auf alles und kompromittiert den Sprecher nicht, das nachdenkliche ‚chi lo sa?‘

Ich betrachtete die auf dem Lesetischchen befindlichen Bücher und Hefte: Kosmopolis, Neue deutsche Rundschau, Revue des Revues, Nineteenth Century, einige französische Romanbände von Daudet, Bourget, Pierre Loti; auch englische Bücher, darunter: Heavenly twins, The woman who did, Lord Tennyson's Lebensgeschichte. Außerdem: Gabriele d'Annunzio's Vergini delle Rocche, Ibsens ‚John Gabriel Borkmann‘, Björnson's ‚Ueber die Kraft‘, Tolstois letzte Novelle. —

„Ich sehe — Sie lesen nicht diese oder jene — Sie lesen Weltliteratur; aber — wie ich ebenfalls sehe — überall das Neueste, das ‚vient de paraître‘ und das ‚just out‘. Wenn man das thut, so ist man freilich ‚up to date‘ — aber wo bleibt noch Zeit, um die Bücher der vorigen Jahrgänge und um die alten Meister zu genießen?“

„Die hat man schon genossen — in der Jugend und in der Studienzeit. Und — glauben Sie nicht? . . . die alten Klassiker leben ja in den neuen fort, die ihren Geist mit den alten genährt haben. Man braucht im neuen Sommer auch nicht alle alten Sommer wieder durchzuleben, der Humus der

entschwundenen Jahre ist ja in den Blüten des neuen Jahres enthalten.“

„Auch in den Giftblüten?“ fragte ich, indem ich ein Buch zur Hand nahm, von dem ich wußte, daß es nicht hier hätte liegen sollen.

Melinda zuckte die Achseln. „Nicht alle neuesten und berühmtesten Sachen können echte Dichter- und Meisterwerke sein. Es ist aber doch immerhin ein Spiegel — nicht immer von dem, was die moderne Welt ist, so doch von dem, was sie dem modernen Schriftsteller scheint. Doch — wollen Sie etwas Wundervolles kennen lernen? . . . Leider ist's nur eine Uebersetzung, ich kann das Czechische nicht.“ Und sie hielt mir einen Band Gedichte von Jaroslav Brchlich hin.

„Das kenne ich. Ein strahlender Juwelenschatz. Dieses Buch sollte man jenen Urteutonen an den Schädel werfen, welche da von der ‚Minderwertigkeit‘ des Slaventums faseln —“

„So gewaltthätig? Das sieht Ihnen gar nicht ähnlich . . .“

„Es hat ja neulich ein berühmter deutscher Gelehrter in einer großen Wiener Zeitung den geistig vornehmen Satz geschrieben: ‚Seid hart: nur für Schläge sind böhmische Schädel zugänglich, anderes geht nicht hinein‘. Wenn ich dem Herrn Professor gegenüber also das von ihm selbst gepriesene Argument anwenden wollte . . .“

„Mein Gott . . . einen Goethe haben die Czechen doch nicht . . .“

„Wäre Goethe von nationalem Dünkel erfüllt gewesen und nicht das, was er war, ein geistiger Weltbürger, so könnte heute die deutsche Kultur sich keines Goethe rühmen. Uebrigens — in unserem Europa giebt es ja gar keine unvermischte nationale Kultur mehr; ein Volk borgt vom anderen — und je mehr kleine Nationen in der Entwicklung steigen, je höher sie ihre Sprache entfalten, desto größer der Gewinn der Welt=

kultur. Der unduldsame und hoffärtige nationale Fanatismus ist ebenso beschränkt und schädlich, wie der religiöse, und spielt heute dieselbe Rolle, wie in vorigen Jahrhunderten der religiöse gespielt hat. Er entzweit, er entfacht Haß und Gewaltthätigkeit, er hemmt den Aufschwung. Und dort wie da: der Kampf um ein Phantom . . . In meinem Feldzuge gegen die Dual — da wollte ich einmal diesem abscheulichen Dinge ‚nationaler Selbstdünkel‘ personifiziert begegnen, um ihn zu seinem überwundenen Bruder, dem konfessionellen Fanatismus, in den Drusus zu schleudern. Damit wäre ein gar tüchtiges Stück Dual matt gesetzt.

Melinda lächelte. „Sie scheinen mir auch etwas fanatisch zu sein, mein lieber Prinz Roland“ —

„Ach, nicht genug, nicht genug! . . . Sehen Sie, ich sollte handeln, wirken — sollte jene auffuchen, die in den schädlichen Wahnvorstellungen befangen sind, und ihnen sagen — ihnen ins Gesicht —, wie hohl, wie verderblich mir ihr aufgeblasener, brutaler Chauvinismus scheint — und fanatisch, d. h. mit heiligem Eifer, sollte ich die Gegenrichtung vertreten, nicht nur mit Worten —“

„Wie denn also?“

„Mit Gründung internationaler Erziehungsanstalten, mit persönlicher Arbeit in politischer Sphäre . . . und statt dessen sitze ich hier, Fräulein Morgazh, und sonne mich in Ihrem Anblick und rede, rede allerlei . . . auch von meinen Pflichten . . . aber Herz und Seele sind nicht ganz dabei, nicht fanatisch genug dabei. Die sind in Ihrem Banne, Melinda . . . nur Sie könnten — —“

Anderer Besucher wurden jetzt gemeldet, und bald war das Arbeitszimmer mit einem Duzend schwatzender Menschen angefüllt.

Ich schwatzte mit — leeres Zeug. Apostolat im Salon?

Das verbietet mir das Taktgefühl, die Erziehung, die Gewohnheit — das weltmännische Gewissen, mit einem Wort.

Ob unter all diesen Menschen, die bei Melinda verkehrten, einer war, der ihr nahe stand, den sie bevorzugte? Ich beobachtete scharf. Es schien nicht der Fall — wenigstens unter den Anwesenden nicht. Eine Gleichgültigkeit und Alltäglichkeit schwebte über der ganzen Unterhaltung, als ob es gar keine solche Dinge gebe auf der Welt, wie allgemeine Fragen, wie ewige Ideale, wie Unendlichkeit. — Und auch keine solche Unendlichkeit im Kleinen, wie begehrtes und genossenes Liebesglück. Nur in meinem Innern loberte still ein süßes Wünschen und Hoffen . . .

Ich brach früher auf als die anderen.

„Auf morgen denn um sieben Uhr!“ wiederholte Melinda beim Abschied.



XXXVI.

Die große — von den Machthabern selber einberufene — internationale Friedfertigungskonferenz hat mehrere Wochen in Anspruch genommen.

Zur Schlußsitzung ist dem Publikum Einlaß gewährt. Das Ergebnis soll verkündet werden, und die Verkünder wissen, daß nun eine Botschaft hinausdringen wird — **eine Frohbotschaft** — wie sie noch im ganzen Lauf der Geschichte den Völkern nicht geworden ist.

Der Saal, oder ist's ein Dom, oder eine Arena unter freiem Himmel? — einerlei: der Raum ist bis zum letzten Plätzchen von einer atemlos gespannten Menge gefüllt. Zwar weiß man ungefähr, was da kommen soll, denn die Berichte der vorhergegangenen Sitzungen sind summarisch veröffentlicht worden; aber jetzt wird man die Zusammenfassung der Beschlüsse hören und den weihevollen Worten lauschen, mit welchen unzweifelhaft der hohe Redner die Bedeutung der geleisteten Arbeit erläutern und die so segensreiche Konferenz schließen wird.

Der Vorsitzende erhebt sich und spricht:

„Indem ich nun unsere Schlußsitzung eröffne und mich anschicke, einige Abschiedsworte an die Teilnehmer zu richten

und die Ergebnisse unserer Verhandlungen öffentlich zu verkündigen, bin ich von dem erhebenden Bewußtsein durchdrungen, daß die gegenwärtige Stunde das Anheben eines neuen Abschnittes der Weltgeschichte bedeutet.

Es sind in den letzten Jahren gar viele internationale Kongresse abgehalten worden, die sich mit der Ueberwindung der unsere Welt bedrückenden und bedrohenden Nebel befaßt haben. Die von solchen Versammlungen angenommenen Anträge hatten jedoch nur den Charakter von Behauptungen und Wünschen. Man trennte sich mit dem Vorsatz, für die in die Form von Resolutionen gebrachten Ideale Propaganda zu machen, damit sie sich des öffentlichen Geistes und schließlich der machthabenden Kreise bemächtigen und in Wirklichkeit umgesetzt werden mögen. Unsere Konferenz hingegen — die erste ihrer Gattung — war eben aus solchen Mitgliedern zusammengesetzt, die selber Machthaber sind und die Kraft ihrer Stellung ihre Beschlüsse, indem sie sie fassen, zugleich zum gültigen Gesetze stempeln.

Es ist wohl nicht das erste Mal, daß Herrscher oder ihre Bevollmächtigten sich beratend um einen grünen Tisch zusammenfinden, aber bisher war der Gegenstand solcher Beratungen irgend ein konkreter Punkt: Friedensschlußbedingungen nach beendetem Kriege, Vermittelungsvorschläge vor einem schon halb erklärten Kriege oder ähnliches; dabei war der Standpunkt jedes Vertreters der verschiedenen Nationen der möglichst große Gewinn, möglichst geringer Verlust der eigenen Machtstellung.

Wir aber haben uns versammelt, einzig, um den größtmöglichen internationalen Vorteil zu erreichen. Das Einzelinteresse ward von vornherein zurückgestellt; es hat daher keiner über den anderen gesiegt, und doch hat jeder gewonnen, denn das Allgemeinwohl gereicht ja — das klingt freilich als Selbst-

verständlichkeit, obschon die wenigsten es verstehen — gereicht zum Wohle aller.

Die nun mitzuteilenden Ergebnisse unserer Verhandlungen werden wohl am besten begriffen werden, wenn ich die einleitenden Worte wiederhole, mit welchen die Konferenz eröffnet wurde, und die das Programm der uns vorgelegenen Aufgaben in Kürze erläutern.

„Wir haben uns versammelt“ — hieß es da —, „um die Präliminarien eines Friedensvertrages aufzustellen. Sonst ist dies immer nur nach Abschluß eines Krieges geschehen, diesmal gilt es, Kriegen vorzubeugen. Es ist kein Sieger da, der harte Bedingungen diktiert; kein Besiegter, der, momentan geschwächt, sich fügen muß — aber unter dem stillen Vorbehalte, wenn er wieder zu Kräften gelangt, Vergeltung zu üben.

Auf die Initiative eines der mächtigsten Staatsoberhäupter Europas, und nachdem früher bei allen übrigen Regierungen die principielle Zustimmung zu deren Zweck eingeholt wurde, ist diese Versammlung einberufen worden — und fast alle Staaten, die großen und die kleinen Staaten, mit nur wenigen Ausnahmen, haben ihr Einverständnis erklärt und sind hier vertreten.

In den letzten Jahrzehnten, und namentlich, in steigender Progression in den letzten Jahren, haben die verschiedenen, ineinander verschmelzenden Kulturinteressen unseres Welttheiles das Bedürfnis zu internationaler Verständigung geweckt, und wir sahen die Kongresse sich wiederholen, in welchen über Verkehrswege, litterarisches Eigentum, rotes Kreuz, Völkerrecht u. s. w. solche Verständigung erzielt worden ist. Die wichtigsten aller internationaler Fragen, nämlich die Abschaffung des Völkerkrieges und des socialen Elends, die sind wohl auch schon

Gegenstand von Kongressen, interparlamentarischen Konferenzen und Parteitage gewesen; doch sollen sie heute zum ersten Male den kompetenten Gewalten unterbreitet werden, die kraft ihrer Rechte die Worte in Thaten, die Ideen in Einrichtungen umzusetzen im stande sind.

Zwei eigenthümliche, einander widersprechende Erscheinungen bilden die Signatur der letzten Zeit: unablässig wachsende Rüstungen — und ebenso unablässig zunehmendes Friedensbedürfnis. Dem letzteren parallel mehren sich die allseitigen Versicherungen, Beteuerungen — und dadurch auch die Befestigung — des unter uns Staatslenkern herrschenden Friedenswillens. Wir schaffen Bündnisse in der ausdrücklichen Absicht, den von den anderen bedrohten Weltfrieden zu erhalten. Diejenigen, welche als die „anderen“ gelten, verbünden sich ihrerseits wieder mit der Verkündigung der ganz gleichen Absicht; bei sämtlichen Monarchen-Zusammenkünften werden die friedlichen Versprechungen feierlichst erneuert: keine Thronrede, kein Trinkspruch, keine offizielle Feier, ohne daß es hieße: die Erhaltung des Friedens ist unser höchstes Ziel.

Wer hierin die Wahrheit spricht, der glaubt auch an die Wahrhaftigkeit der anderen, und dadurch wird das Verharren in der gegenseitig bedrohenden Haltung zur Absurdität. Wen belügt man da? Daß verschiedene Gruppen, von welchen jede kein höheres Ziel kennt, als den Krieg zu vermeiden, gegeneinander immer schärfere Waffen schmieden — diese Farce soll nicht länger dauern. Wir sind doch nicht durch himmelhohe Mauern geschieden: treten wir zusammen und verständigen wir uns. Wenn wir — statt drei Hände da, zwei Hände dort zusammen-schlagen, um dasselbe zu bekräftigen — alle fünf ineinanderlegen, so ist damit die Notwendigkeit aus der Welt

geschafft, daß die zwei Gruppen sich gegeneinander bis an die Bühne bewaffnen.

Neben diesem Widerfinn, der unsere Gegenwart erfüllt: die aus lauter Friedensliebe betriebene Kriegsvorbereitung, ist noch ein Drittes in die Welt getreten, das wir alle sehen: die sociale Gefahr. Das Elend wächst bei wachsender Wohlfahrtsmöglichkeit. Wenn die Unzufriedenheit der Massen, die niemand mehr leugnen kann, etwa bis zur Verzweiflung wächst, dann kann über Europa ein Cyclon sich erheben — schlimmer fast, als der so oft an die Wand gemalte künftige Krieg, ein Cyclon, der die ganze Kultur von unseren Vaterländern wegsegt.

Freilich, einige unter uns sind der Meinung: gerade, um diese Gefahr niederzuhalten, seien die großen Heere nötig; aber die Gefahr wäre ja aufgehoben, wenn man dem Elend ein Ende machte und die Verzweiflung nicht aufkommen ließe . . . Ein verbündetes Europa! Ein freundschaftlicher Bund aller civilisirten Staaten, mit einem Tribunal zur Schlichtung seiner etwaigen Streitigkeiten und ‚Ehrenhändel‘ —: wie würde dieser Institution unberechenbarer Segen entfließen . . . Durch die ermöglichte Abrüstung, durch die Zollvereinigung, durch den Geist der Versöhnung und der Gerechtigkeit, der da zur Herrschaft gelangte: wieviel würden da der materiellen Reichtümer und der moralischen Kräfte frei, um — jedes im eigenen Lande — an die Entelendigung der Massen, an die Schlichtung der inneren Streitigkeiten und an die intellektuelle Erhebung der eigenen Landesfinder zu gehen.

In der bis jetzt eingeschlagenen Richtung: stets steigende Bedrohung, die nur durch steigendes Mißtrauen gerechtfertigt schien, in dieser Richtung kann es nicht weiter gehen.

Die unbegrenzte Weltrüstung führt zum Ruin, das ursprüngliche Mißtrauen aber ist bei dem immer regeren Verkehr der Völker und der Herrscher und durch das Eindringen der Offenheit in die Politik im Schwinden begriffen. Vielmehr, es ist schon geschwunden — indem wir uns hier zusammengefunden haben, um gemeinsam einen Zustand anzubahnen, der Mit- und Nachwelt von dem sie bedrohenden Jammer erlösen soll.“

Dies waren die Worte, mit welchen unsere Konferenz eingeleitet worden ist.

In der Willensrichtung waren wir von vornherein einig. Doch giebt es schwebende politische Fragen, über die in verschiedenen Ländern verschiedene Anschauungen herrschen. Diese allgemein empfundenen Gegensätze wurden auch bislang als ein Hinderniß des offenen Ausprechens und der zu erlangenden Verständigung angesehen.

Doch: Wo der Wille ist, da ist ja auch ein Weg.“

Es giebt keinen Prozeß, bei dem sich kein Vergleich finden ließe, wenn einmal beide Parteien einsehen, daß die Kosten des Prozesses und die Gefahren seines Fortführens in gar keinem Verhältnis zu dem bestrittenen Objekte stehen. Man stelle sich zwei Gegner vor, die um das Besizrecht eines Gegenstandes streiten, der einen Wert von — sagen wir, um irgend eine Einheit zu nennen — den Wert eines Golddukaten darstellt. Während des Streites haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß:

die Fortführung des Prozesses täglich zwei Dukaten kostet;
der eventuelle Verlust hundert Dukaten betrüge;

die Aussöhnung beiden Parteien tausend Dukaten Gewinn einbrächte; — wäre da die Aussöhnung — abgesehen von ihrem moralischen Werte — nicht das einzig Vernünftige?

Indem wir diese Einsicht als Grundlage in der Behandlung der bestehenden Streitfragen angenommen haben, sind wir leicht zu einem Uebereinkommen gelangt. Gegenseitige Konzessionen und beiderseitige Konzessionen an die Stimmungen und Urtheile der Außenstehenden: das war z. B. der gezahlte Preis für das unschätzbare, nun erworbene Kleinod: die Versöhnung der beiden Kulturstaaten Deutschland und Frankreich.

Nicht in allen Herzen wird diese Versöhnung sofort Platz greifen. Allein das thut nichts. Die bisherige Geschichte hat uns gezeigt, daß die Politik über die Herzen der Völker hinweg ihre Feindschaften erklärte, um dann hinterher die Allgemeinheit hineinzuhetzen. Es soll einmal das Umgekehrte versucht werden: wir wollen die Widerstrebenden zur Freundschaft hetzen. Das wird ebenso leicht und viel lohnender sein.

Wie — d. h. mittelst welcher Paragraphen und nach welchen Debatten die Einigung erzielt wurde, das wird man in dem tausend Seiten umfassenden stenographischen Protokoll unserer Session finden können; gegenwärtig will ich nur die Endergebnisse nennen, will die neugeschaffene Lage schildern, die selber eigentlich auch nur ein Anfang ist — ein erster Schritt — aber auf vollständig neuem Wege. Ein Weg, an dessen Ende kein Abgrund mehr klappt, wie auf dem, den wir verlassen haben und auf den wir nur unter der Bedingung wandeln konnten, 'nicht ans Ende zu denken'. Denn wir schritten ja vorwärts, ausgerüstet mit Werkzeugen und Plänen der Vernichtung; Steigerung und Gelingen mußten also (ein Fortschreiten war's, aber kein Fortschritt!) mußten zur Zerstörung — zum Tode führen; — der neue Weg führt zu höherer Entfaltung des Lebens.

Gewiß, damit das neue Leben Platz gewinne, wird vieles absterben, verwelken und verschwinden müssen; aber nicht durch gewaltsame Bermalmung. — Und nun zum wichtigsten, posi-

tiven Ergebnis der ersten europäischen Konferenz: in zwei Worten:

Von heute ab giebt es ein Europa.“

Der Redner machte eine Pause. Tiefe Bewegung ging durch die Menge.



XXXVII.



ach einer Weile hub der Redner wieder an:
„Von heute ab giebt es ein Europa. Bis jetzt deckte dieser Name nur einen geographischen Begriff. Allmählich sahen und fühlten wir zwar ein Ding sich heranzubilden, das man **die europäische Seele** nennen konnte. Was an einem Ende des Welttheiles an Glücks- oder Unglücksfällen geschieht, das wird am anderen Ende mitempfunden. Die letzten Ereignisse im Orient haben sogar ‚europäische Truppen‘ improvisiert und ein ‚europäisches Konzert‘ hervorgerufen — freilich kein recht harmonisches, da es noch auf das a der alten Kriegsstimmgabel gestimmt war, aber immerhin ein Zusammenklingen.

Das waren nun Erscheinungen, die — außerhalb des geographischen Gebietes — eine politische Einheit darstellten, und so mußte denn auch ein Gebilde entstehen, das sich mit dem politischen Begriffe Europa deckt. Und dieses Gebilde — es ist hier in unserer Mitte entstanden: wir alle, an dieser Stelle versammelten offiziellen Vertreter fast sämtlicher europäischer Staaten haben uns vertragsmäßig — ohne dabei ein Zota unserer autonomen Rechte, unserer nationalen Eigentümlichkeiten, unserer inneren Regierungsformen aufzugeben —

zu einer höheren Interesseneinheit verbunden — Namens Europa.

Allerdings: ein Recht, das aber ein Unrecht war, ist aufgegeben worden: das Recht des einen, über den anderen herzufallen. Doch wenn zehn Personen untereinander darauf verzichten, sich gegenseitig anzugreifen, so tauscht jede gegen ein zehntel Aktions- — Raubaktions-Freiheit neun zehntel Sicherheit ein.

Die Folge unserer Verbündung und des aufgegebenen Offensivrechts wird naturgemäß die allgemeine Abrüstung sein, geradeso wie das Verschwinden befestigter Burgen und gewappneter Knappen die Folge des aufgehobenen Faustrechts war. Die furchtbare Last, unter der die Völker stöhnen und unter der sie — wäre es so fortgegangen — endlich zusammengebrochen wären, wird von ihren Schultern genommen, und sie werden als ungeheure Wohlthat empfinden, was im Grunde doch nur eine beendete Uebelthat sein wird.

Eine hange Frage könnte aus gewissen Kreisen erhoben werden. Sollen alle Berufs-soldaten von nun ab ihres Brotes, ihres Ranges, ihrer gesicherten Zukunft verlustig gehen? Sicher nicht. Von den riesenhaften ersparten Summen können alle gegenwärtig Dienenden voll entschädigt werden. Das ist in unseren Beschlüssen vorgesehen. Wir wollen nicht, indem wir ein System aufheben, diejenigen schädigen, die diesem Systeme, solange es waltete, treu gedient haben. Aber die Diener des Systems haben kein Recht, zu verlangen, daß dasselbe — auch nachdem es unnütz oder gar schädlich geworden — nur darum ewig fortbauern müsse, damit sie die gleichen Vorteile davon behalten. Die Berufe richten sich nach den Bedürfnissen der Zeit; die Bedürfnisse dürfen nicht der Berufe wegen unterdrückt oder beziehungsweise künstlich geschaffen werden. Es giebt Schuster, weil die Leute Stiefel brauchen; wir müssen aber

nicht Stiefel tragen, damit die Schuhfabriken gedeihen; es gab Henkersknechte, weil man sie zur Folterung der Hexen brauchte; der Glaube an Hexen mußte aber nicht erhalten werden, um den Folterknechten Arbeit zu sichern; es gab zahlreiche Wirtschaftshäuser an den Landstraßen, um die Reisenden der Postwagen zu laben; — die Benutzung der Postwagen aber wurde nach der Erfindung der Eisenbahnen nicht etwa geboten, damit den Gastwirten kein Gewinn entgehe. Man brauchte große Heere, mörderische Waffen, soldatischen, kriegsliebenden Geist, weil die Staaten miteinander in Feindschaft, Mißtrauen und Gesetzlosigkeit lebten — soll nun der Heere und der militärischen Gesinnungen zuliebe die Feindschaft, die Gesetzlosigkeit und die Gefahr bestehen bleiben?

Uebrigens — das haben wir auch erkannt: es kann und soll nicht von einem Tage zum andern Plötzlich und Radikales in Scene gesetzt werden; in allem sei uns die Lehrmeisterin die Natur, und diese kennt keine Sprünge. Alles läßt sie verschwinden: Kontinente, Meere, Völker, Tier- und Pflanzenarten, doch alles dies allmählich. Und so werden wir auch nicht sagen: von morgen ab giebt es keine Heere mehr; wir sagen nur: von heute ab ist die Grundlage ihres Fortbestehens — die internationale Gesetzlosigkeit — abgeschafft. Die Abrüstung wird langsam erfolgen, und vor allem bleibt in jedem Lande eine Ordnungstruppe und für den ganzen Bund eine ‚europäische Truppe‘ bestehen. Der neugeborene Friede ist noch nicht so kräftig, das System der Gerechtigkeit und Milde, das wir einführen wollen, ist noch nicht entwickelt und gefestigt genug, damit gänzlich auf den Rückhalt exekutiver Macht verzichtet werden könnte. Zugbrücken und Schießscharten brauchen unsere Schlösser nicht mehr, wir brauchen keinen Speer und keinen Schild, wenn wir durch den Wald reiten — aber gegen Diebe und wütende Hunde halten wir doch noch den Revolver bereit...

„Neugeboren“ nannte ich vorhin unseren Frieden. In der That, als etwas Neugeborenes, d. h. also als schwache Kinder, die der Pflege und der Hütung bedürfen, die erst nach Ablauf von Jahren zur Entfaltung ihres Wesens gelangen werden, ist dies Zwillingspaar — internationaler und socialer Frieden — zu betrachten, das heute hier „das Licht der Welt erblickt“.

Wir kommen da mit keinem fertigen, aus hundert Paragraphen bestehenden Kodex für das Völkertribunal, mit keinem ausgearbeiteten volkswirtschaftlichen System, mit hundert Genossenschafts-, Bodenreform- und sonstigen Gesetzen; wir bieten nur dies: eine ganz neue Tafel, auf der das Wort Gemeinwohl eingegraben ist.

Alles Uebrige muß gesucht werden. Wachsen müssen unsere Neugeborenen und erzogen müssen sie werden. Die Sorge und die Gefahr der gegenseitigen Bekämpfung haben wir durch die europäische Friedensallianz abgeschafft; ungeheure Reichtumsmittel sind uns dadurch erschlossen, und nun können wir, jeder im eigenen Lande, ruhig an die Arbeit der inneren Friedfertigung, der moralischen und physischen Hebung aller Volksschichten gehen.

Es ist dies eine Aufgabe, die nicht durch Massenkämpfe, nicht durch Maßregeln zu vollbringen sind, die den Vorteil der einen auf den Nachteil der andern aufbauen wollen, sondern die auf wissenschaftliche Weise zu lösen ist: durch Erforschung der Gesetze, welche das sociale Leben beherrschen. Je glücklicher, je elendbefreiter, je moralisch höher entwickelt jeder einzelne europäische — ob großer, ob kleiner — Staat sein wird, desto herrlicher wird unser heute zur Welt gekommener Europa-Bund blühen; jede dort oder da gemachte neue Entdeckung wird allen gleichzeitig zu gute kommen, und der ungehemmte Güteraustausch wird durch die Bereicherung jedes Gliedes die Gesamtheit bereichern. Studium und Experiment,

Berechnung und Beweisführung: danach müssen die Maßnahmen gerichtet werden, nicht nach den Zufälligkeiten der Parteigewalten oder der Stimmenmehrheit. Nicht erstritten, nicht erkauft, nicht erschwandelt, nicht erzwungen seien die künftigen Einrichtungen, sondern dann erst eingeführt, wenn deren Eignung, das Gemeinwohl zu fördern, erwiesen ist.

Nochmals: wir schicken von dieser Konferenz nichts ‚Erwachsenes‘ in die Welt; und doch bringen wir Positives nach Haus: die Abwendung des inneren Krieges — denn auf gewaltsame Unterdrückung der Wünsche des Volkes nach Verbesserung haben wir verzichtet — und die Abwendung des ‚großen europäischen Krieges‘, der bisher trotz all unserer platonischen Friedensversicherungen immer an die Wand gemalt wird.

Als abgeschafft kann nur gelten, was ersetzt worden ist. Da es Streitigkeiten immer zwischen den Völkern geben wird, wie sie ja auch zwischen den Individuen nicht aufgehört haben, und weil es etwas geben muß, wodurch der Streit ausgetragen wird, was zwischen den Staaten bisher dem Waffenspiel, dem Gottesgericht (oder war's Satansgericht?) des Schlachtenlofes vorbehalten war, so muß nun als Ersatz ein anderes Gericht bereit gestellt werden — ein internationales Völkertribunal. Ein Plan hierzu liegt uns in einer Adresse vor, die von der interparlamentarischen Union den Regierungen unterbreitet worden ist. Feste Normen für die Entscheidungen eines solchen Gerichtshofes brauchen nicht von vornherein aufgestellt zu werden; je nach den richterlichen Urteilen wird sich das Gesetz erst schreiben lassen; der Paragraph kommt immer später, als der durch Brauch und Präcedenzfall erst sich fertigende Rechtsbegriff.

Wir haben auch keinerlei ewige Ländergrenzen oder unwandelbare Gesellschaftsordnungen dekretiert. Die Starrheit

war ja bis zu unserer Gegenwart die Ursache aller gewalt-
samen Empörungen, aller Fremd- und Bürgerkriege. Reiche, wie
arme Familien wachsen oder sterben aus, nehmen an Besitz zu
oder ab; neue Gruppen bilden sich, in Wahlverwandtschaft
geeinigt; eine wachsende Bevölkerung muß sich über die Grenzen
ergießen; in der Kultur zurückbleibende Staatengebilde müssen
— nicht durch Krieg — aber durch die Ueberlegenheit der
kulturell Fortschreitenden verdrängt werden. Genau so wie im
Privatleben: der Besitz des Einzelnen wird in einem gesitteten
Gemeinwesen vor Räubern geschützt, nicht aber dem Besitzer
für ewige Zeiten garantiert; und dem Armen wird es nicht ver-
wehrt, sich Besitz zu erwerben. So dürfen auch die Staaten nicht
präbendieren, daß ihnen vor allem anderen das Verharren ihrer
Grenzen für alle Zukunft verbürgt werde. Elasticität ist
die einzige Eigenschaft, die in allen Dingen den ungewaltsamen
Bestand, oder den schmerzlosen, unmerklichen Ueber-
gang aus einer Form in die andere sichert. Dessen muß
die Welt eingedenk bleiben, seit sie weiß, daß alles Leben
und alle Entwicklung das Werk der Anpassung ist.

Das positive Ergebnis der abgeschlossenen Konferenz ist,
um es noch einmal in zwei Worten zu sagen: die europäische
Konföderation. Kein Zweibund und kein Dreibund mehr, mit
der Spitze gegen diese oder jene Macht gerichtet — ein Zwanzig-
bund mit der Spitze gegen jegliches Menschenelend.

Europa, das neuverbündete, wird sich nicht etwa in feind-
lichen Gegensatz zu anderen Weltteilen stellen; schon ist, als
unser erster gemeinsamer Schritt, der Beschluß gefaßt worden,
mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas den ständigen
Schiedsgerichtsvertrag einzugehen, welcher von dort aus seit
langem (panamerikanischer Kongreß zu Washington 1890) den
europäischen Regierungen vorgeschlagen worden ist.

Mit der Verkündigung also, urbi et orbi, daß mit dem

heutigen Datum, mittelst einiger Federstriche, jener Alpdruck, der auf unserer Gegenwart lastet — der bewaffnete Interimsfrieden, mit der Aussicht auf die Schreckgespenster Weltkrieg oder Ruin — gebannt ist; ferner, daß wir jetzt heimkehren, um jenes andere Gespenst — die sociale Revolution — zu bannen, indem wir die großen freigewordenen Hilfsquellen zur Schaffung neuer Reichtümer verwenden und Wirtschaftsformen suchen werden, die eine gerechte Verteilung der Lebensgüter sichern — mit dieser Verkündigung glauben wir eine wahrhaft 'frohe Botschaft' hinauszusenden. Kriegserklärungen sind schon unzählige Male aus den Kronräten und diplomatischen Konferenzen ins Land gegangen, — eine Friedenserklärung aber, die wird heute zum ersten Male — zum ersten Male in der ganzen Weltgeschichte — hierdurch feierlich erlassen.

Und damit erkläre ich die konstituierende Versammlung der verbündeten Mächte von Europa für geschlossen."

Es ist ein schöner und sinniger Glaube, daß bei Christi Tod der Himmel sich verfinstert habe und ein Wehklagen rings ertönte. Wohl, die Sonne machte sich verhüllen, als die Milde, die Hoheit, die friedenverheißende Göttlichkeit am Kreuze starb . . .

Im gleichen Sinne mußte zu der Stunde, wo die obige Verkündigung in die Lande schallte, die Sonne am Firmamente doppelt aufflammen und ein brausender Jubel die Luft erschüttern.



XXXVIII.

Das gnädige Fräulein sind noch bei der Toilette — sagte der Diener, indem er mich in den großen Saal einließ.

Ich war auch wieder um eine halbe Stunde zu früh gekommen. Am liebsten wäre ich schon am Morgen **nach der Augartenvilla** gepilgert.

Der Saal, obwohl es draußen noch Tag war, strahlte in buntem Lichterglänze wie am ersten Abende, und das Weilchenbeet in seiner Mitte duftete mir entgegen, als ob es mich grüßte: Willkommen, glücklich Verliebter!

Melinda ließ nicht lange auf sich warten. Ich stand im Anblick ihres Jugendporträts vertieft — auf dem Bilde schien sie nicht älter als vierzehn Jahre — und hatte ihr Herankommen gar nicht bemerkt. Erst als knapp neben mir ihr melodisches „Guten Abend“ mich überraschte, wand ich mich um und küßte die mir dargereichte, behandschuhte Rechte:

„Ich kam zu früh. . . verzeihen Sie meiner Ungeduld.“

„Und verzeihen Sie, daß ich Sie allein ließ — ich dachte, Desings seien schon da.“

Sie war in großer Dinertoilette. In dem langschleppenden Spitzenkleide sah die Gestalt noch schlanker und größer aus, als sonst; auf dem weißen Halse funkelte ein diamantenes

Herz, und ein Zweig von Theerosen lief, quer wie ein Ordensband, von der linken Schulter zur Taille hinab.

Ich blickte sie bewundernd an, und sie hielt meinen Blick standhaft aus. Sie schaute mir ebenso fest ins Auge, wie ich ihr; es war, als wollte sie etwas lesen in meinem Gesichte.

So schwiegen wir eine Weile. Ich wußte ihr Dank, daß sie keine der üblichen Liebenswürdige-Hausfrau-Nedensarten schnatterte, daß sie mich für würdig fand, die über sie gekommene Nachdenklichkeit nicht zu unterdrücken.

Stumm wies sie mir einen Platz an und setzte sich selber. Sie lehnte in die Kissen zurück. Das Geplätscher der Fontäne begleitete die Stille. Endlich mußte ich doch etwas sagen.

„Wie kommt es wohl, daß dieser Raum, in dem ich heute erst zum zweiten Male bin, und der doch keinem anderen Raume gleicht, den ich jemals gesehen hatte, mir so etwas Altbekanntes, Heimisches und zugleich Geheimnisvolles hat, als wär's ein Ort, von dem ich oft geträumt, oder den ich in einem früheren Leben bewohnt hätte?“

„Vielleicht gefällt es Ihnen hier.“ — sie sprach, ohne den Kopf von seiner zurückgelehnten Stellung zu heben und in leisem, langsamem Tone. „Mir geht es auch so . . . wenn ich etwas Schönes sehe — Landschaft oder Zimmer, Menschenantlitz oder Kunstgebilde —, so berührt es mich auch als ein — Wiedergefundenes.“

„Das deutet auf unsere Heimatsberechtigung im Reiche des Schönen.“

„Ja, des Schönen . . .“

„Fräulein Melinda, es liegt etwas Schwermütiges heute in Ihrem ganzen Wesen —“

Sie setzte sich auf und seufzte tief. Es war aber kein kummervolles — mehr ein beklommenes Seufzen.

„Nein, nicht schwermütig . . . nur erwartungsvoll gestimmt. Ich glaube, es will etwas Neues in mein Leben treten.“

„Damals, in Triest — —“

„Ach, sprechen Sie doch nicht immer von damals. Ich glaubte da wirklich, ich würde der Reisebekanntschaft nie wieder begegnen — sonst hätte ich keine solche Rhapsodie — —“

„Damals sagten Sie mir, Sie erwarteten von der Zukunft ein wunderbares Glück . . . Wäre das im Anzuge? . . . Bitte, seien Sie offen mit mir. Fühlen Sie denn nicht, daß ich voll Teilnahme und voll Ehrerbietung bin? . . .“

„Was fragen Sie eigentlich? Ob ich ein wunderbares Glück heranziehen sehe? . . . Nein, noch weiß ich nicht, was es sei, Freude oder Leid . . . ich glaube nur, daß — — Sprechen wir nicht von mir. Unsere Bekanntschaft ist ja viel zu kurz Prinz Roland, als daß so persönliche Dinge für uns gegenwärtig Interesse haben sollten.“

„Kurz! Als ob es jahrelangen Umganges bedürfte, um einander — wenn nicht zu kennen, so doch zu erraten. Sie selber sagten vorhin: eine zum ersten Male gesehene Landschaft könne Ihnen als ein Wiedergefundenes erscheinen — warum sollte man nicht manchmal in einem Menschen, den man nur ganz flüchtig kennt, doch einen alten Freund erkennen?“

„Sie haben recht . . . und ich glaube Ihnen, daß Sie mir freundschaftlich gesinnt sind.“

Dabei reichte sie mir die Hand hin. Ich nahm sie in die meine und hielt sie fest, ohne Druck.

Nach einer Weile machte sich Melinda frei und stand auf. Sie ging an den Ramin und schaute auf die Standuhr.

„Schon drei Viertel auf sieben . . . Daß Besings nicht kommen!“

Jetzt machte sie ein paar langsame Schritte und blieb beim

offenen Flügel stehen. Ich war ihr gefolgt und setzte mich vor die Klaviatur.

„Spielen Sie?“ sagte sie.

„O, nur ganz dilettantisch — und nach dem Gehör —“

„Also versuchen Sie Reminiscenzen aus Lohengrin!“

So begann ich denn zu spielen: Elsaß Gebet, den Hochzeitschor, das Schwanenmotiv. Melinda hatte sich den zweiten Klavierstuhl zurechtgeschoben, um, mir schräg gegenüber sitzend, den Ellbogen auf das Pult, die Stirn auf die Hand gestützt, meinem Spiele zu lauschen. Ich schaute nicht auf die Tasten, sondern ihr ins Auge.

Aus dem Schwanenliede war ich in das Liebesduett von Romeo und Julie übergegangen. Da begann Melinda leise mitzusingen, mit unsagbar süßer Stimme, in italienischem Text.

Ein eintretender Diener unterbrach den Zauber.

Er überbrachte ein Billet.

Melinda zerriß den Umschlag.

„Ach, von Lesing . . . Olga ist unwohl, mußte sich zu Bett legen — — auch er bittet um Entschuldigung, muß bei seiner Frau bleiben . . . Lassen Sie auftragen, die Herrschaften kommen nicht“, sagte sie dem Diener. Und als dieser fort war: „Nun denn, Prinz Roland, jetzt sind Sie verurteilt — ihre Stimme zitterte ein wenig —, mit mir en tête-à-tête zu dinieren.“

„Das ist freilich hart,“ erwiderte ich in ernsthaftem Tone.

Als nun die Flügelthüren geöffnet wurden: „Mademoiselle est servie“ bot ich meiner Gastgeberin den Arm.

Der kleine runde Tisch, von dem eben zwei Gedecke entfernt worden, war reich mit Blumen- und Früchtaufsätzen geschmückt: exotische Blumen — Orchideen — und exotische Früchte. Das Speisezimmer war nicht groß — offenbar pflegt Melinda nicht mehr als ein halbes Duzend Gäste um ihren

Tisch zu versammeln — die richtige Zahl zu angeregter Unterhaltung.

Die richtigste Zahl waren wir zufällig heute — zwei.

Die Thüren zum Saale waren wieder geschlossen, doch eine andere offene Thür ließ in einen offenen Wintergarten sehen. Es war ein gar schönes Heim, das diese schöne Frau sich hier geschaffen hatte. Ich dachte an mein eigenes Schloß, das ja in noch größerer Pracht eingerichtet ist, und das ich doch wieder verlassen hatte, weil mich der Thatendrang hinausgetrieben, weil ich dort unten zu einsam war.

Ob sie sich nicht auch manchmal einsam fühlen mochte? Ich stellte unvermittelt diese Frage.

Sie antwortete einfach: „Ja“. Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu:

„In der gegenwärtigen Stunde nicht.“

„Darauf wollen wir anstoßen,“ sagte ich, ein Glas haltend. Sie hatte noch keines der vor ihr stehenden gefüllten Weingläser berührt, aber jetzt that sie mir Bescheid.

Ein leichtes Rot stieg ihr in die Wangen, und feuriger glänzten die Augen.

Lebensfreude — sinnlich und seelisch genossene Lebensfreude erfüllte mich, und mir war's, als müsse dieselbe Atmosphäre, die ja auch sie umglühte, die gleichen Empfindungen in ihr wecken.

Röntgen-Strahlen wahrhaftig! Zwei Leute, die einander zu lieben beginnen, denen werden ihre innersten Gedanken und Regungen — trotz aller Umhüllungen — plötzlich offenbar, wie die Goldstücke im geschlossenen, von unsichtbaren R-Strahlen durchdrungenen Portemonnaie.

Unsichtbar ist auch das süße Fluid, das von zwei entzündeten Herzen strömt, und doch erhellt es deutlich das gegenseitige Bewußtsein, nicht nur der gegenwärtig empfundenen sehnennden Lust, sondern auch der zukünftig möglichen Wonnen — —



XXXIX.

Was gäbe es — für einen Kämpfer um Völkerglück — wohl noch anzustreben, wenn das Ergebnis erreicht wäre, das da in der geträumten europäischen Friedenskonferenz verkündigt worden ist? Soll ich also wirklich hinausgehen und versuchen, mit meiner ganzen Kraft in dieser Richtung zu arbeiten?

Wie weit entfernt aber läge die Erfüllung? Die Anschauungen und Gesinnungen, die ich dem gekrönten Vorgesetzten in den Mund legte, wie lange wird es brauchen, bis sie in jenen Sphären zur Denkgewohnheit, zur Wunschrichtung geworden sein können? Außerzogen in soldatischem Geist, umgeben von einem Wall von Abwehrrern aller modernen Ideen, beschäftigt mit bis zur Erschöpfung ermüdenden Regierungsgeschäften und — zur Erholung — mit Herstellung von Schußlisten, die 33 000 Stück erlegten Wildes aufweisen: wie soll dabei die Kenntnis erworben werden von dem, was in der Seele des Volkes, was im Geiste des Jahrhunderts gärt?

Und doch wäre es möglich. Waren die Friedrich II. von Preußen, Kaiser Josef von Oesterreich, Katharina von Rußland nicht die Vorgesrittensten im eigenen Lande? So

giebt es vielleicht auch heute oder morgen Kronenträger, die es hören und sich zu eigen machen, was der forschende, rastlos vorwärtstrebende Geist der Gesamtmenschheit gezeitigt hat. Durch ein zufällig offenes Fenster kann es hineinflattern in die Thronsäle oder — wie Björnsterne Björnson sagt: 'So hoch müssen die Bogen gehen aus den Niederungen, bis es hineinspricht, zum ersten Stoß.'

Zu den Aufgaben meines Feldzuges gegen die Dual gehört auch ein ganz konkretes Unternehmen: eine Reise nach dem Kaukasus und von dort nach Petersburg. Was im letzten Ort berichtet werden soll, das wollte ich im ersteren erst selber gesehen haben.

'Es brennt — es brennt!' Kaum wird dieser Ruf vernommen, so rennt alles zur Stelle, um zu helfen. Einer ist ins Wasser gefallen, oder sonstwie verunglückt, auch da sind Rettungskräfte schnell zur Hand. Aber wenn es durch die Welt schallt: dort leiden tausend, zwanzigtausend, hunderttausend Menschen Verfolgung, Martern, namenlose Qualen — doch nicht aus Zufall, sondern auf Befehl oder im Namen irgend einer öffentlichen Gewalt: dann eilt niemand zur Stelle, dann wagt man kaum, davon zu reden.

Feigheit, elende Feigheit! So ließ man die Armenier hinmorden, so ließ man die Gefangenen von Monjuich foltern, so hört und überhört man **Tollstrix Klageruf** über das Leiden der Dschoborzen, die dem Verhungereungs- und Erfrierungstode entgegengehen, und versucht nichts, sie zu erlösen. Was diesen allen geschah, es war ja auf obrigkeitlichen Befehl — da hatte es wohl seine guten Gründe und seine große Nützlichkeit; jedenfalls könnte Einmischung als Autoritätsverachtung betrachtet werden, könnte kompromittieren, könnte die Gewalthaber ärgern — und

mit diesen darf man es sich doch auf keinen Fall ver-
derben — —

Wann wird man denn endlich die stolzen Eigenschaften
Mut und Kraft von dem Begriffe des Dreinhauens und der
Härte trennen und einsehen, daß es einen Mut der Güte,
eine Kraft der Milde, einen Heroismus der Liebe giebt? Und
daß durch diese — allein durch diese — das himmlische
Reich auf Erden uns zukommen kann?

Daß dieses Reich nicht schon erreicht ist, vielleicht liegt es
daran, daß neben Güte und Milde bisher stets Abtötung und
Entsagung gefordert wurde — und dagegen sträubt sich die
Natur. Das wäre auch kein Himmelreich, in welchem nicht
jeder Anspruch hätte auf reuelose Freude.

Ganz reuelos kann aber heute noch keine Freude sein in
einer Welt, deren Einrichtungen auf reueloser Schmerzzufügung
ruhen. Erst müssen die Hölleflammen gelöscht werden, die
dort und da züngeln — dann erst wird dem Himmel sein
Recht.

Ein paar mal hunderttausend Mark, und man kann sich eine
Yacht ausrüsten, um in Gesellschaft fröhlicher Freunde im
Mittelmeer zu kreuzen; man hält sich an der Riviera auf,
giebt, bei Monaco vor Anker liegend, einen Ball an Bord;
fährt dann weiter, den paradiesischen Küsten entlang und kommt
nach zwei, drei Monaten wieder heim, um schöne und genuss-
volle Erinnerungen bereichert. Ich sehe nichts Uebles
dabei.

Oder — mit den gleichen Geldmitteln — man veranstaltet
eine Expedition, um neues Land zu erforschen, sei es dem
Nordpol zu, oder in afrikanische Wildnisse hinein; Gefahren,
Entbehrungen, daneben aber aufregende Abenteuer, Entdeckungen
noch nie von Menschenfuß betretener Länderstriche, von noch

sie gesehenen Lebewesen füllen die mühereichen, aber in höchster Spannung verlebten Monate aus, und man kommt zurück als Mehrerer des allgemeinen Wissensschatzes. Das ist schon besser.

Es läßt sich aber, bei Aufwendung derselben Summe, noch eine dritte Gattung Reise denken. Nicht zur Bereicherung der eigenen Genußerinnerungen, noch zur Vermehrung des gegenwärtigen Standes geographischer Kenntnisse — sondern zur Hilfeleistung und Tröstung von ein paar tausend verborgen leidender Mitmenschen. Und was dort zu sehen und zu entdecken sein wird, es soll der Welt bekannt gegeben werden; auch das wird einen Zweig des Wissens erhellen — und wahrlich nicht unwichtigsten — nämlich des socialen und zeit-historischen Wissens. Ich glaube, von den dreien wäre das die beste Reise.

Wenn irgendwo im Namen einer edlen Idee, einer tiefen religiösen Ueberzeugung stummes Martertum ertragen wird; wenn schlichte, sanfte Menschen ihr Leben hingeben, um ihrem Gewissensgebote zu folgen — hier dem Gebote christlicher Liebe — dann ist das ein Vorgang, dessen Kenntnis von hoher Wichtigkeit ist.

Von den Behörden aus, die mit der Auferlegung jenes Martertums (sie nennen es gesetzliches Strafverfahren, was es ja, beim gegenwärtigen Stande der Dinge, thatsächlich auch ist) betraut sind, ist alles geschehen, um Finsternis und Stille über den Vorgang zu verbreiten — Stillschweigen ist eine Lieblingsmaßregel aller Dualgewalt —: jede Erwähnung in den Blättern wird verboten, und drei russische Männer, welche einen Appell zu Gunsten der verfolgten Sekte in die Welt sandten, die wurden aus Rußland verbannt. In der Verbannung aber sprachen sie weiter, und so hat man von dem Schicksal der

„Duchoborzen“ (Geisteskämpfer) erfahren.* Es ist ein elendes Schicksal, getragen in Sanftmut, in rührender Größe.

„Schon vor hundertundfünfzig Jahren tauchten die Geisteskämpfer auf. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war ihre Anhängerschaft so stark angewachsen, daß die Regierung, welche die Sekte als schädlich betrachtete, grausame Verfolgungen gegen sie einleitete.

Ihre Hauptdogmen sind diese: Sie glauben, daß der Geist Gottes in der Seele des Menschen anwesend ist und ihn durch die Stimme in seinem Innern lenkt. Sie begründen ihre gegenseitigen Beziehungen und ihre Beziehungen zu allen anderen Menschen — nicht nur Menschen — zu allen lebenden Wesen — auf Liebe; daher halten sie alle Menschen für gleich, für Brüder. Dieselbe Anschauung erstrecken sie auf die Regierungsbehörden. Nur da, wo Dinge verlangt werden, die mit ihrem Gewissen in Widerspruch stehen — als z. B. Menschen töten lernen — halten sie sich nicht zu Gehorsam verpflichtet, im übrigen fügen sie sich dem Willen der Behörden willig.

Sie betrachten Totschlag, Gewalt — und im allgemeinen alle Beziehungen zu lebenden Wesen, die nicht auf Liebe gegründet sind — als im Widerspruch zu der Stimme ihres Innern, zu dem Willen Gottes.

In den vierziger Jahren wurden die Duchoborzen vom Gouvernement Tauris nach dem Kaukasus verschickt. Die Bewohner des Kaukasus waren vom Militärdienst befreit, also kamen die Duchoborzen über diesen Punkt nicht in Konflikt mit der Staatsgewalt. Als aber im Jahre 1887 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, da mußten auch sie Soldaten

werden. Zuerst fügten sie sich äußerlich, doch blieben sie bei ihrem Glauben, daß Krieg eine große Sünde sei, und sie trugen ihren als Rekruten eingezogenen Söhnen auf, von ihren Waffen niemals Gebrauch zu machen.

Dann aber rafften sie sich zu noch energischerer Bejahung ihrer Principien auf, und verweigerten den Militärdienst. Das geschah im Sommer 1895. Die zwölftausend Seelen umfassende Gemeinde, deren Vermögen aus einem gemeinsamen Fonds bestand, beschloß, um ihren Entschluß, niemals Gewalt zu brauchen, nicht einmal zu ihrer eigenen Verteidigung —, zu bekräftigen, sämtliche in ihrem Besiz befindlichen Waffen zu verbrennen.

Die Nacht des 20. Juni ward zur Ausführung dieses Brandopfers festgesetzt. Es fand — unter Abfingung von Psalmen — an drei Orten gleichzeitig statt: in den Gouvernements von Tiflis und Elisawetpol und auf dem Gebiete von Kas. Im letzteren Distrikte ging die Ceremonie ohne Einmischung vorüber; in Elisawetpol endete sie mit der Entzierung von vierzig Duchoborzen; in Tiflis jedoch hatte sie einen Ueberfall der Truppen zur Folge, wobei die Wehrlosen arg mißhandelt wurden. Den Lokalbehörden war fälschlich berichtet worden, daß die Duchoborzen an jenem Tage eine Attaque auf das Dorf Gorelie planten, und ohne daß die Richtigkeit dieser Angabe geprüft worden wäre, wurden die Kosaken an den Ort des vermeintlichen Aufruhrs entsendet. Sie trafen am Morgen an der Stelle ein, wo die Duchoborzen um das noch rauchende Feuer, das ihre Waffen vernichtet hatte, versammelt waren. Die Kosaken führten zwei Kavallerie-Attacken auf die betenden Männer und Frauen aus und schlugen mit den Peitschen erbarmungslos auf sie ein.

(Erbarmungslos. Das Wort steht in dem Appell. Kann man sich aber ein erbarmungsvolles Peitschenschlagen, eine

schonende Kavallerie-Attacke vorstellen? Die Grausamkeit liegt im System.)

Darauf begann eine ganze Serie von Verfolgungen. Vor allem wurden die ausgesendeten Truppen ‚auf Exekution‘ in den Niederlassungen der Duchoborzen einquartiert; d. h. die Einwohner und das Eigentum der Niederlassungen wurden den einquartierten Offizieren und Soldaten zur Verfügung gestellt. Das Eigentum wurde geplündert, die Einwohner insultiert und mißhandelt, die Weiber mit Peitschen geschlagen und einige geschändet. Die Männer, ungefähr 300 an der Zahl, welche den Militärdienst verweigert hatten, wurden teils ins Gefängnis, teils in Strafbataillone gebracht.

Später wurden vierhundert Duchoborzen-Familien, die im Distrikt Achkalaky lebten, ihren blühenden Heimstätten und herrlich bebauten Feldern entrissen und — nach einem Zwangsverkauf um einen Spottpreis ihres Eigentums — nach vier anderen Distrikten des Tifliser Gouvernements verbannt und unter die grusinischen Dörfer zerstreut — ein bis fünf Familien für jedes Dorf — und dort ihrem Schicksale überlassen.

Im letzten Herbst (1896) brachen vielfach epidemische Krankheiten unter den Armen aus. Aus dem kalten Gebirgsklima in dies heiße Thal verjagt, wo selbst die Eingeborenen an Fieber leiden, konnten sie diesem nicht Widerstand leisten, zudem mußten sie das Opfer von Krankheiten werden, weil sie in engen Hütten zusammengepfercht sind, und vor allem, weil es ihnen an Nahrungsmitteln fehlte.

Ihren einzigen Verdienst erlangen sie durch Tagarbeit unter der Bevölkerung, in deren Mitte sie geworfen worden, und über deren Dorfgrenzen sie nicht hinaus dürfen. Diese Verdienste sind sehr klein, um so mehr, als die Eingeborenen selber in den letzten Jahren durch Ueberschwemmung und Mißernten zu leiden hatten. Die materielle Lage der Geisteskämpfer wird

täglich schlimmer und schlimmer. Sie haben keine andere Nahrung als Brot und auch an diesem ist Mangel. Infolge dessen haben sich gewisse Augenkrankheiten eingestellt als Vorboten des Todes, und die Sterblichkeit ist eine große. Die Gefangenen, und die in den Strafbataillonen Untergebrachten sterben ebenso zahlreich, darunter manche infolge körperlicher Strafen.

Der erste, der so endete, war Kiril Konkin, der im Juli 1895 auf dem Wege zum Exil unter Knutenhieben zusammenbrach. Zunächst starb Michael Scherbanin im Ekaterinograder Strafbataillon, zu Tode gefoltert durch Schläge und durch gewaltames Schleudern über das hölzerne Pferd des Gymnasiums. Viele von den Gefangenen sind schon tot. Manche, während sie im Sterben waren, wurden in einzelne Kammern gesperrt, und weder ihre Kameraden, noch ihre Angehörigen, die gekommen waren, ihnen Lebewohl zu sagen, wurden in die Kammern zugelassen, wo die Sterbenden lagen, allein und hilflos.

Die Duchoborzen rufen nicht nach Hilfe; weder die, die mit ihren verhungernenden Familien in der Verbannung sind, noch die, die in der Gefangenschaft langsam, aber sicher zu Tode gequält werden; sie sterben, ohne einen Hilferuf auszustößen, denn sie wissen warum und wofür sie leiden.

Doch wir, die wir von alledem erfahren, können nicht ungerührt bleiben. Wie aber ihnen helfen?

Es giebt nur zwei Mittel, Menschen, die um ihres Glaubens willen leiden, zu Hilfe zu kommen. Das eine besteht in der Erfüllung des christlichen Gebots, das zugleich das Gebot unseres Herzens ist: die Kranken und Gefangenen zu besuchen, die Nackten zu kleiden, die Hungrigen zu speisen; das zweite besteht darin, an die Verfolger zu appellieren, sowohl an jene, welche die Verfolgung vorschreiben, als an jene, die sie geschehen lassen, während sie sie doch aufhalten könnten.

Das wirksamste und dankbarste Mittel, um Theilnahme mit den Verfolgten zu bezeugen und die Herzen der Verfolger zu erweichen, wäre, die Unglücklichen selber aufzusuchen, um mit eigenen Augen zu sehen, was jetzt mit ihnen geschieht, und die Wahrheit über sie allgemein bekannt zu machen. Der Ausdruck von Sympathie ist den Geisteskämpfern teuer. Obwohl sie nicht um Hilfe bitten, so haben sie keine größere Freude, als von Anderen Zeichen des Mitgeföhls und der Liebe zu sehen — derselben Liebe, um derentwillen sie ihr Leben hingeben.

Die Bekanntgabe der Wahrheit über die Dschoborzen ist wichtig, denn es kann nicht sein, daß die russischen Staatsbehörden wirklich den Wunsch haben, die Leute durch die unerbittliche Forderung dessen auszurotten, was ihnen ihr Gewissen nicht zu thun gestattet, und daß sie sie deshalb endlos verfolgen und quälen wollen. Es muß da wahrscheinlich irgend ein Mißverständniß walten, und darum thut die Verbreitung der Wahrheit not.“

Dies ist ein Auszug aus dem von drei Freunden der Märtyrer veröffentlichten Appells. Infolgedessen wurden alle drei: P. Birnkow, J. Tregubow, N. Tschertkow in die Verbannung geschickt.

Nicht ungehört wird aber der Aufruf verklingen. Ein schwaches Echo mußte es auch in diesen der Dual hingeschleuderten Trugblättern finden.



XL.

Also jene Reise, statt der Mittelmeerkreuzung, statt der Nordpolfahrt — wer kommt mit?

Wie die Vergnügungslustigen und die Forschungsgierigen nicht fehlen, welche — die einen keine Geldausgabe, die anderen keine Gefahr scheuen, so werden doch auch die Barmherzigkeits-Erfüllten zu finden sein, die sich auf jene **Rettungsfahrt** wagen? Was am Ziele winkt: Aufdeckung der Wahrheit und Vinderung maßlosen, engelsgebuldig getragenen Leidens, das sollte doch mächtig verlocken können. Die fieberhaft freudige Aussicht, Gold zu finden, mag wohl für arme Teufel die Reise nach Alaska zu einem hohen Genuß gestalten. Daran können die selber mit Gold schon Ueberladenen nicht teilnehmen; aber ist es nicht auch eine fieberhaft freudige Aussicht, daß man da unter einer Schar unglücklicher Menschenbrüder erscheinen werde, wie ein Himmelsbote, der Verzweiflung in dankesheiße Freude verwandelt? . . .

Freilich, selbst in der Phantasie, habe ich es mir versagt, meinen Kampf gegen die Dual durch konkrete und lokale Almosenwerke auszufechten, weil da der Einzelne so verschwindend wenig leisten kann, und weil durch das einzelne gelinderte

Leiden nichts weggenommen wird von dem fortwaltenden Prinzip, das für unzählige Andere dasselbe Leiden ungeschmälert weiter verursachen muß.

Doch hier, in der Reise zu den Duchtoborzen, ist die Möglichkeit für beides enthalten: dem Einzelfall und dem Prinzip zu dienen. Denn die dort geschaute Wahrheit kann man weiter sagen; es kann — wenn die Sache in ihrem ganzen Jammer und ihrem ganzen schönen Liebeßmut bekannt wird — an machthabender Stelle bekannt wird — daraus eine Wendung in der allgemeinen Lebensführung der Menschen entstehen, es kann der große Grundsatz zum Siege gelangen: niemand darf seiner Gewissensüberzeugungen wegen verfolgt — geschweige denn zu Tode gemartert werden.

„Da käme man weit,“ sagte mir einer der Strafbataillons-Kommandanten, „wenn man die Widerstrebenden nicht zwingen, mit allen Mitteln zwingen dürfte. Da fände sich bald keiner mehr, der auf den Feind einen Schuß abfeuerte.“

„Also auch beim Feinde nicht? . . . Nun, diese Kalamität wäre nicht so schlimm,“ meinte ich. „Es ist sogar ein untrügliches Kriterium über die Verderblichkeit oder Segenswirksamkeit einer Sache, wenn man sich diese Sache wachsend und endlich die Allgemeinheit umfassend vorstellt.“

„Denken Sie sich also,“ gab der Kommandant zurück, „den Widerstand gegen die staatliche Ordnung, die Meuterei ins Unendliche verbreitet, — wäre das etwa nicht verderblich? Es müssen daher — eben um die Verbreitung zu verhindern — die Widersetzlichen entweder zum Gehorsam gezwungen, oder — ausgerottet werden.“

Ich ergab mich noch nicht als geschlagen: „Gewiß, das eine muß weichen: die Autorität oder der Widerstand, — aber von Fall zu Fall. Wirgt der Widerstand in seiner Verbreitung nichts Schädliches, wie hier, wo er sagt: ich will nicht töten,

ich will nur alle Menschen als meine Brüder lieben' — da könnte der Befehl weichen."

"Autorität ist starr oder sie ist nicht."

"Nichts Starres hat Bestand!"

Maisfelder ringsumher. In weiten Abständen, auf umzäumtem Wiesenplan, einstöckige Holzhäuser mit Veranda: das sind die Wohnstätten der grusinischen Adelligen und 'Fürsten'. Hin und wieder ein Dorf: das ist nämlich eine Zeile kleiner Hütten, darunter ein 'Bazar', d. h. ein paar offene Buden nebeneinander, wo Fleisch und Reis und Stoffe, Geflügel und Tabak, Dölche und Hausgeräte feilgeboten werden — um dreimal höheren Preis, als nach zweistündigem Feilschen erstanden wird — und wo die Dorfbewohnerschaft zum Ortsklatzsch sich zusammenfindet.

In diesen Dörfern zerstreut leben sie nun, die verbannten Duchoborzen, 3000 an der Zahl. Für die selber armen Gemeinden eine arge Last, dieser Zuwachs von fremden — Verbrechern. Als solche wurden sie anfangs mit Scheu und Abscheu betrachtet — jetzt aber hat man die sanften Dulder liebgewonnen. Mit ihrer eigenen Feldarbeit helfen sie den Eingeborenen und geben sogar noch von ihrem eigenen — beim nahen Eisenbahnbau zufällig erworbenen Tagelohn an die armen Grusiner ab. Jetzt verabscheut man sie nicht mehr, sondern hat sie achten gelernt.

Aber sie sterben, sterben . . .

Fast alle leiden an 'Hennenblindheit'. Das ist der Name, mit dem im Russischen eine eigentümliche Krankheit bezeichnet wird, die als häufige Folge mangelnder Nahrung auftritt und die darin besteht, daß man täglich um Sonnenuntergang blind wird. Das sind sie aber so gewöhnt, daß sie es gar nicht als Krankheit ansehen. Doch es befällt sie noch ein ärgeres

Augenübel: zuerst werden die Augen rot und sehr schmerzhaft, dann bedecken sie sich mit einem weißen Häutchen und erlöschen schließlich ganz. Diese Fälle sind zahlreich und nehmen immer zu.

Ein grusinischer Landbesitzer erzählt: Unsere Bauern haben zuerst die Duchoborzen gar nicht beachtet, und die Nothen unter ihnen unterdrückten sie, stahlen ihnen die Pferde und sonstigen Besitz. Aber als unsere Leute entdeckten, daß diese Fremden nach den Geboten des Evangeliums leben, willig alles hergeben, was sie haben, um denjenigen zu helfen, die in Noth sind, sogar jenen, die — ohne Gewaltanwendung — von ihnen nehmen, dann begannen sie selber, sie vor harten Menschen zu schützen und ihnen zu helfen. Anfänglich, als die Duchoborzen sich eben niedergelassen, benutzten die Einwohner ihre Arbeit beinahe unentgeltlich, und es war noch gut, wenn ihre äußerste Anstrengung mit einem Stück Brot bezahlt wurde. Sie klagten nicht und waren mit dem zufrieden, was man ihnen gab. Gegenwärtig trachten die Eingeborenen sich darin zu übertreffen, den Fremdlingen Arbeit zu verschaffen. Die Distriktschefs und geistlichen Autoritäten erlauben den Duchoborzen nicht, ihre Toten, weder in den Friedhöfen noch auf irgend jemandes Land zu begraben; jezt geben die Eingeborenen, Adelige und Bauern, ihre Gärten zu diesem Zwecke her. Kurz, die Grusiner, seit sie die Verbannten kennen lernten, begreifen nicht, warum diese gutmütigen Menschen ausgerottet werden sollen, sind gegen die Behörden entrüstet und thun ihr Bestes, um zu helfen; dieses Beste ist aber wenig, denn sie sind selber arm und abhängig.

— — — Eine Vergnügungs-, wahrlich eine Freudenreise . . . Zu diesen Unglücklichen hinkommen, deren ganzes thörichtes Verbrechen Bruderliebe, allen Mitmenschen geweihte Bruderliebe ist und ihnen ein Stückchen helfende Bruderliebe bringen —; ihnen sagen, daß man zwar niemanden ermuntern

wolle, es ihnen gleichzuthun, um nicht die Märtyrerschaft zu vergrößern, daß man sie aber ob ihres sanften Heldentums achtet und liebt — —; mit der mitgebrachten Summe sie der Lebenssorge für mehrere Jahre zu entheben. — — Aber das ist nicht genug. Ihren Lieben in den Gefängnissen und Strafbataillonen muß auch Befreiung werden. Das liegt ja in der Macht einiger Großen, die zugleich gütig sind; die müssen nun erfahren, wie es in den Seelen dieser Menschen aussieht, und was sie leiden.

So erbot ich mich, einen Brief an seine Bestimmung zu bringen, einen an die junge Kaiserin Alexandra Feodorowna adressierten Brief, der schon bei zwei Gelegenheiten in die Hände von Hofdamen gelangte, von dem man aber nicht weiß, ob er übergeben worden.

In diesem Briefe, gezeichnet Peter Beregin, heißt es:

„Ich flehe Dich an, Schwester in Christo, Alexandra, bitte Deinen Gatten Nicolaus, daß er die Dschoborzen im Kaukasus von der Verfolgung erlöse. Ich wende mich an Dich, weil Dein Herz wohl mehr zu Gott dem Herrn gewendet ist. Gerade jetzt leiden hier so viele Frauen und Kinder. Hunderte von Gatten und Väter sind in Kerker gefangen, und Tausende von Familien sind in den Dörfern zerstreut, wo man sie roh behandelt; unlängst sind noch Weiber und Kinder eingekerkert worden.

Unsere Schuld ist die, daß wir, so gut wir können, trachten, Christen zu sein. Bezüglich einiger unserer Handlungen ist ja unser Verstand vielleicht nicht aufgeklärt genug. Der Staat verlangt von den Brüdern, daß sie den Gebrauch von Schießwaffen lernen sollen, damit sie gut Menschen zu töten wissen. Unsere Christen stimmen damit nicht überein; sie werden eingesperrt, gepeitscht und ausgehungert; die Schwestern und Mütter werden oft mit höhnischen Ausrufungen verspottet

„Wo ist euer Gott? Warum hilft er euch nicht?“ (Unser Gott ist im Himmel und auf Erden, und seine Wille geschieht.) Das ist sehr traurig, weil es in einem christlichen Lande vorkommt. Unsere Gemeinde im Kaukasus besteht aus ein paar tausend Seelen. Ist es möglich, daß eine so geringe Anzahl dem Organismus des Staates schaden kann, wenn unter diesen keine Rekruten ausgehoben werden? Gegenwärtig werden sie ausgehoben, aber unnützerweise; dreißig Mann sind im Ekaterinograder Strafbataillon, wo die Befehlshaber sich selber quälen, indem sie jene foltern. Wir betrachten den Menschen als den Tempel Gottes und können uns in keinem Falle darauf vorbereiten, ihn zu töten, auch wenn wir deshalb mit der Todesstrafe bedroht werden.

Die geeignetste Art, uns zu behandeln, wäre, uns einen Ort anzuweisen, wo wir in Frieden leben und arbeiten könnten. Alle staatlichen Verpflichtungen in Form von Steuern würden wir gern erfüllen — nur können wir nicht Soldaten sein. Wenn die Regierung es unmöglich findet, dies zu gewähren, so werde uns das Recht erteilt, in ein fremdes Land auszuwandern. Wir gingen gern nach England oder Amerika, wo wir viele Brüder in Christo haben.

Aus der Tiefe meiner Seele bete ich für das Wohlergehen Deiner Familie

Der Diener Christi

Peter Beregin, verbannt im Gouvernement Tobolsk.“

Als die junge Kaiserin diesen Brief gelesen und ihn dem geliebten Gatten gezeigt hatte, da geschah — —

Nun, ich phantasie ja nur — aber ich setze voraus, es geschah, was einem gegenwärtigen Leid gegenüber geschieht, wenn edle Menschen die Macht dazu haben: über alle allgemeinen harten Gesetze und abstrakte Staatsraison hinweg das augenblickliche Einhaltsgebot.

Damit wäre wohl das Eiligste geschehen, aber noch nicht das Wichtigste. Fünftausend Begnadigte, das giebt noch nicht dem Fünftausend und ersten das Recht, das jeder Mensch doch haben müßte, wenn anders das Wort ‚Freiheit‘ nicht ein Hohn sein soll, das Recht, der Stimme des Gottes in der eigenen Brust zu folgen.

Wäre jener Friedensbund der europäischen Mächte schon geschlossen und die Abrüstung im Gange, da wäre mit einem Schlage das Duchtoborzen-Dilemma gelöst und mit diesem zugleich das der ‚Nazarener‘. Oder wäre als oberster, als unumstößlicher Grundsatz aufgestellt: Unter keinen Umständen darf ein Mensch den anderen quälen — auch da gäbe es solche Dilemmas nicht.

Wird es schließlich nicht doch leichter geschehen — statt des Streiks der Millionen Gehorsamspflichtiger, daß die fünf oder sechs Befehlshaber aufhören, das unerträglich Gewordene — auch ihnen selber unerträglich Gewordene — zu befehlen?



XLI.

Nach Tisch begaben wir uns in den Wintergarten. Hier waren wir allein. Melinda goß den schwarzen Kaffee in die Schalen. Ihre Wangen glühten — ich fühlte die Schläge meines Herzens.

„Ist es nicht Sünde“ — begann sie —

Ich unterbrach: „Nein, nein, **es ist nicht Sünde** —“

„Ich wollte sagen, ist es nicht Sünde, hier in einem Wintergarten zu sein, während draußen der sommerliche Garten blüht? . . . Kommen Sie. . .“

Ich folgte ihr, und aus dem elektrisch beleuchteten, mit erotischen Pflanzen gefüllten Raume traten wir in die Maimacht hinaus.

Ein Accord von kühlen Düften, aus dem der Flieder hervordrang, strömte uns entgegen. Der Himmel war mit Sternen übersät. In den Blättern raschelte und zirpte es leise.

Wir schritten, Arm in Arm, schweigend weiter. Immer heftiger ward der Fliederduft. Wir waren zu einem Strauche gelangt, dessen taufeuchte Blüentrauben uns streiften — die ganze Poesie liebdurchzauberter Südländsnächte wehte mir aus diesem Blumenatem zu. Und ich drückte Melindas Arm fester an mich.

Sie blieb stehen: „Nicht wahr, hier ist es schön? . . . und dieser herrliche Duft . . .“ Sie zog ihn mit zitterndem Atem ein.

Ein Vollgefühl der Zärtlichkeit, der seligsten Daseins=trunkenheit überkam mich . . . Daß sie das Gleiche empfand — ich wußte es . . . Ihr Kopf sank an meine Schulter und —

Genug! Ich bin unverbesserlich. Da hab ich meine Thür verschlossen, um mich einer ernsten Arbeit zu weihen; habe Einsamkeit über mich verfügt, um die Gefahr zu bannen, durch etwaiges Verlieben aus meiner stillen Gedankenwelt gerissen zu werden. Und was geschah? Sogar während der eingebildeten Kämpfe und Irrfahrten hat sich meine Phantasie in die Gefilde der Liebesleidenschaft verloren, und ich habe mir — anknüpfend an die Erinnerung einer wirklichen Reisebegegnung — eine ganze Romanepisode erdichtet und mich in ein zauberisches Abenteuer hineingebacht. Ein Abenteuer, aus=geschmückt mit allen Abgefeimtheiten vornehmen Luxuslebens. Da lerne ich an mir selber eine gar merkwürdige Lektion. Es wird mir nun klar, warum die Reichen und Hohen, d. h., gerade jene, die die beste Möglichkeit hierzu hätten, nicht große Werke der Reform ergreifen und ausführen, warum sie nicht hingehen und ihr Leben der Bekämpfung des Elends und der Verwirklichung neuer Ideale weihen; sie werden zu leicht von den Lockungen des ihnen selber winkenden Genußes und Glückes bewältigt.

Mit einem Mönche habe ich mich verglichen. Und wahrlich, auch in dieser Hinsicht ist die Analogie zugetroffen: ich habe — wie dies von vielen Klosterbrüdern, auch gar heiligen berichtet wird — Anfechtungen gehabt.



XLII.



Das Ausfüllen dieser Blätter hat mich nicht von der Sorge befreit, die mich zum Schreiben trieb; im Gegenteil, es hat sie noch vertieft.

Immer sehe ich noch neue Perspektiven der Qualen sich vor meinen Augen aufthun. Wenn ich ein Leid, das ich von ferne erblickte, zu ergründen versucht habe, dann ist mir, als wäre ich um eine Ecke gebogen, von wo wieder ein anderes Leid zu sehen ist. Und sie winken mir alle zu, die tausend Abarten der Gequälten, sie flehen und schreien: Nenne auch mich, **nenne auch mich!** Sie umdrängen mich im Wachen und im Traume, sie versehen mich, für schmerzvolle Minuten, in ihre eigene Lage, damit ich mitfühle — in einem kalten Erschauern —, was sie quält. Abwehren kann und will ich's nicht. Mit Hermann Hango sage ich:

Oft möcht ich aufschrei'n, wenn das Herz mir brennt:
„Glückselig, Mitleid, wer dich niemals kennt!

„Wer eilig schaut, wo Elend bettelnd hockt;
„Wer eilt, wo mir der Schritt vor Jammer stockt . . .

„Wenn Menschentier, das sich für gottgleich hält,
„Einander und das Tier zu Tode quält . . .

„Ein Kind, ein Krüppel oft nur nimmt in Gul
Ganz einsam, heil'ges Mitleid, deine Blut!“

Doch ist's nur einmal wieder meine Macht,
Zu leuchten einer Not aus ihrer Nacht,

Zu trösten, wo ein Herz dem Leben flucht,
Zu helfen, wo ein Tierlein Hilfe sucht . . .

Dann sinkst du gern in meine Brust zurück,
Aufschreiend Mitleid, höchstes Menschenglück! . .

Wer sind sie alle, die Gestalten, die mich umringen?
Nur ein paar seien genannt. Jeder, der dies liest, wird vor
dem inneren Auge die anderen auftauchen sehen, und auch
solche, die mir selber entgehen.

Knaben und Jünglinge, die ihre als so selig verschrieene
Kinder- und Jugendzeit unter einer stets wachsenden Vernolter
verseufzen müssen, gedrückt, zermalmt unter der Wucht unwissens=
werten Lernstoffes, von dem die Hälfte Abgestorbenes, Nicht=
mehrwahres, Unbrauchbares ist und das unter der Angst des
Prüfungszwanges bewältigt werden muß — muß, sollen
nicht drei volle Lebensjahre in der Kaserne verloren werden.

Soldaten, von rohen Vorgesetzten mißhandelt, krumm ge=
schlossen — oft zum Selbstmord getrieben . . .

Frauen, ganze Scharen weißer Sklavinnen der Schande,
als Auswurf der Menschheit behandelt, durch Not oder Ver=
führung ins Laster gelockt und gesunken — und von unent=
rinnbaren Gewalten darin festgehalten.

Kranke und Wahnsinnige, in Spitälern und Irrenhäusern
von der Welt abgeschlossen und berechtigt, dieser Welt zu
fluchen, denn Krankheit und Irrsinn sind kein naturbedingter,
zufälliger Zustand; sie sind die Folgen eigenen oder ererbten

Glücks — eigenen oder ererbten Lasters, die ihrerseits wieder die Folgen der noch barbarischen, vernunftswidrigen Gesellschaftszustände sind.

Eingeborene ferner Länderstriche, die von recht 'schneidigen', mit 'kolonialpolitischer' Moral und unumschränkter Amtsgewalt versehenen Kulturträgern gejagt, gepeitscht und ausgerottet werden . . .

Und noch demütigere Lebewesen: Gänse, die — damit nebst Durst auch Bewegungslosigkeit ihre Leber schwelle — in den Mastkäfigen an den Füßen angenagelt sind . . . Ist das etwa auch eine, höheren Zwecken dienstbare Maßregel, wie das gewöhnlich bei der Tierfolter vorgeschützt wird? Oder thun es die Leute einfach, um den Profit des Pastetenhandels zu vergrößern? Hier tritt die Infamie und Gewissenlosigkeit der auferlegten Dual schreiend zu Tage, und Thoren, Thoren sind, die solches dulden, denn nicht ungestraft läßt man das Gift der Roheit sich verbreiten. Tiger und Schlangen hat die Kultur schon zu überwinden gewußt — brutale Herzen aber und gemeine Seelen, die doch ebenso verheerend wirken, läßt man unbekümmert fortbestehen.

Denker und Volksredner, die verkünden wollen, was sie als wohlthätige Wahrheit erkannt (Wahrheit ist immer wohlthätig), und die von Bütteln, denen jedes Verständnis für das Inkriminierte fehlt, mittelst irgend eines veralteten Paragraphen ins Gefängnis geschleudert werden.

Des Vaterlandsverrats Verdächtige, unschuldig Verdächtige, denen in geheimem Verfahren, auf ihnen selber nicht einmal mitgeteilte Beweisstücke hin, die Existenz gebrochen wird, die mit Schande und Spott bedeckt, den Armen ihrer Lieben entzissen, auf einer wüsten Insel dahintrauern . . .

Zu Tode Verurtheilte, die vierundzwanzig Stunden vor der Hinrichtung in die 'Armesünderzelle' abgeführt werden. An

der weißgetünchten Wand ein großes Kreuzifix; ein kleiner Tisch inmitten, wo zwischen zwei Kerzen die Bibel aufgeschlagen liegt, als Gesellschaft ein Priester, der von den letzten Dingen spricht — so beginnt für ihn — unter Todesangst — das viele Stunden lange eigene Totenamt. Verzeihen wird ihm ja der Allgütige dort oben, versichert der Geistliche — das Gnadengesuch hier unten aber: es wurde abgewiesen.

Millionen Menschen in überheizten Schiffsräumen, in lichtlosen Gruben, in von giftiger Luft gefüllten Fabrikssälen, vom frühen Morgen bis späten Abend mühevoll, angestrengt sich plagend, ohne eine Stunde der geistigen Erhebung, der fröhlichen Erholung — dabei noch beneidet von der Verzweiflung preisgegebenen Arbeitslosen. Und da heißt es, unsere Gesellschaftsordnung schütze das Eigentum. Ist denn Arbeitsfähigkeit und Arbeitswillen nicht auch ein Besitz, dessen Ertrag gesichert sein sollte? . . .

Immer neue Gestalten drängen sich heran . . . Allen zu helfen: nicht wahr, man sollte glauben, dazu wären Schätze nötig, die alle Goldfelder der Erde erschöpften, und abgründtiefte Weisheit nötig zur Erforschung aller nationalökonomischen Gesetze und zum Aufbau der kompliziertesten Wirtschaftssysteme? Aber sonderbar: was jene einfältigen russischen Bauern, die Duhoborzen, und wie sie, die Nazarener, in einem einzigen Satze ausgedrückt haben „In allen Beziehungen zu allen lebenden Wesen nur die Liebe“ — fast will mir scheinen, das genügte.

Sie sprechen es ihrem Meister, Jesus, nach, und vor Jesus hatte es auch Buddha schon gesprochen.

„Mögen alle lebenden Wesen von Schmerzen frei sein!“
Mit diesen Worten schlossen ausnahmslos die indischen Dramen.



XLIII.

Sa, aus alten Zeiten, durch alle Zeiten, seitdem der Mensch zu denken und zu fühlen begann, sind — inmitten alles Hasses und aller Finsternis — diese **Licht- und Liebeslehren** hervorgebrochen und geben Zeugnis von — wenn auch nicht von der Menschwerdung Gottes — so doch von der möglichen Gottwerdung des Menschen.

Langsam, gar langsam werden die Lehren verstanden. Was ihrem Verständniß auch im Wege steht, ist dies: man vergißt, daß sie mit den geänderten Zeiten anders verstanden werden wollen. Wenn alte Lehren, durch irrende Generationen verfinstert und verdreht und daher fast abgestorben — von neuem erwachen, so begehen ihre Wiedererwecker zumeist den Fehler, sie genau so ausgeführt sehen zu wollen, wie sie zur Zeit ihres Ursprungs vorgebracht und ausgeführt worden sind. Da nehmen sie Anstoß an inzwischen entstandenen neuen Kenntnissen, neuen Weltlagen und scheitern. Eine alte Lehre, die zu ihrer Zeit eine Trostbotschaft war, muß, um neu aufzublühen, wieder ein Fortschreiten auf dem Wege zur Seligkeit aufweisen. Zur völligen Genußentzagung z. B., zur freiwilligen Armut, zur geistigen Demut, zur Kasteiung gar (Dinge, die einst mit Freuden als Verdienste für den jenseitigen Himmel geleistet

wurden — umso freudiger, als auch dem diesseitigen unentrinnbaren Jammer gegenüber Resignation das beste Gut war) — zu alledem giebt es kein ‚Zurück‘ mehr in einer Welt, die inzwischen durch die Wunder der Technik, durch die Begründung der Naturgeheimnisse, durch Errungenschaften des Geistes und Erschließung von Reichthumsquellen eine ganz andere geworden, und in derselben Richtung eine immer noch anders werdende ist. Um dem Gebote eines Weisen und Guten richtig zu gehorchen, der vor mehreren tausend Jahren lebte, müßte man die Lehre so umwandeln und so erweitern, wie der Lehrer auf Grund seiner eigenen Weisheit und Güte sie gestaltet hätte, wenn er jetzt lebte, und in der Gegenwart wäre, was er zu seiner Zeit gewesen — ein führender Geist.

Seitdem die Erkenntnis des Entwicklungsgesetzes unser Eigentum geworden, wird gar nichts Festgesetztes, für Ewigbindendes uns mehr aufgezwungen werden können — auch im Reiche des Sittlichen nicht —; nur die Richtung ist vorgeschrieben und soll es bleiben: die Richtung zur Güte und zum Glück — fort von aller Roheit und aller Dual.

Wir brauchen fröhliche Frömmigkeit:

Das Streben nach Freude hat sich mit dem Streben nach Vollkommenheit zu decken. Die Möglichkeiten der zu erringenden Herrlichkeiten haben ja keine Grenzen.

Und brauchen vernünftige Frömmigkeit:

Verzicht auf die Urtheile des Verstandes, da, wo es sich um Erhebung der Seele, um ‚Erbauung‘ handelt, lassen wir uns nicht mehr anbefehlen; Verzückungen und Schwärmereien und mystische Zauberformeln brauchen unsere Andachtsgefühle nicht zu begleiten; das kostbare Attribut Verstand, das uns erst zum Uebertier gemacht, und allein uns zum Uebermenschen erheben kann, das darf niemals willkürlich verkleinert und

verfinstert werden. Nicht etwa, daß wir uns einbilden sollen, wir verständen schon alles und seien am Ende aller Weisheit angelangt. Ganz im Gegenteil: auch da bietet sich der Entwicklung ein grenzenloses Aussichtsfeld — das Feld der wahren Offenbarung — immer klarer, immer weiter können unsere Begriffe in die Universumsgeheimnisse eindringen, immer schärfer können unsere Denkräfte werden, und zu immer wunderbareren Wunderwerken die Gehirne unserer Nachkommen. Die Dummheit ist überall zu meiden, auch da, wo sie unter dem Namen ‚Einfalt‘ beschönigt wird — gerade so wie die Bosheit, auch wenn sie sich ‚Schneidigkeit‘ titulieren läßt.

Und brauchen schöne Frömmigkeit:

Nichts von den schmutzigen Lumpen, in welche sich gewisse ‚Heilige‘ freiwillig hüllten; nichts von der asketischen Scheu, vor allem, was da reich und glänzend ist. Wenn man ihn nur erst so recht zu würdigen wüßte, den Schutzengel ‚Schönheit!‘ Wie wehrt der überall das Rohe und Gemeine ab, wie weiß er die auf den blumigen Wiesen des Genusses wandelnden Menschenkinder vor dem Straucheln zu schützen, vor dem Versinken in den so knapp daneben liegenden Morast: Ausschweifung und Völlerei. Häßlich ist die drohend geballte Faust, häßlich das Schimpfwort, häßlich der hassende Blick, die höhnische Grimasse, der kreischende Zank — das alles ist verjagt, wo Du Deine Flügel breitest, strahlender, lachender Schutzengel ‚Schönheit‘.

Und brauchen eine tröstende, verheißungsvolle Frömmigkeit:

Kann es eine tröstlichere Verheißung geben, als die: unser Geschlecht ringt sich endlich von jeglicher Barbarei los; die Märchenerfüllungen häufen sich zu ungeahntza Wunderdingen; die Reichthümer der Erde mehren sich zu unererschöpflicher Menge; die Maschinenflaven nehmen uns allmählich alle Plagen ab; die

Mysterien des Universums entschleiern sich immer mehr unter den geschärften Blicken, das Prinzip alles Lebens — die Liebe — durchwärmt immer mehr der veredelten Herzen und endlich thut sich der geläuterten Menschheit der kommenden Jahrtausende der längst geahnte Himmel auf.

Wer diese Zukunftsmenschheit sei? Wir selber. Immer wieder neugeboren, im Kreise des ewigen Wechsels doch stets und allerorten mit dem Doppelbewußtsein des ‚Sekt‘ und des ‚Ich hin‘ erfüllt . . .

Und dieses ‚Ich‘ — Reflex, Bestandteil der Weltseele — immermehr ‚Ebenbild Gottes‘, das heißt: selig und milde, liebend und licht.

Ende.



XLIV.



nachdem er das Wort „Ende“ geschrieben, that Prinz Roland einen tiefen, erleichterten Atemzug.
Er drückte den Knopf seiner Klingel und beschied den Haushofmeister zu sich.

„Durchlaucht befehlen?“

„Von heute ab ist meine Thür wieder offen, Halbed.“

„Sehr wohl.“

„Schicken Sie mir den Sekretär.“

Und als dieser erschien:

„Die Einladungsbriefe zu der Einweihungsfeier sollen jetzt abgeschickt werden. Noch etwas . . . Ihr Bruder ist ja Verlagsbuchhändler, nicht wahr?“

„Zu dienen.“

„Hier — übersenden Sie ihm dieses Manuscript . . . es soll, so schnell als möglich, auf den Büchermarkt kommen. Alle Kosten decke ich. Ich bleibe nur so lange hier, bis der Druck beendet ist. Dann wollen wir verreisen. Bereiten Sie sich darauf vor, Dr. Simmer.

„Ich bin immer bereit, Durchlaucht. Meinem Bruder werde ich sofort schreiben. Sonst noch Befehle?“

„Nennen Sie es Wünsche, Dr. Simmer — Befehl ist ein häßliches Wort. Nein, sonst nichts.“

Nachdem er wieder allein geblieben, trat Roland auf die Terrasse hinaus. Er blickte nachdenklich — wie an dem Tage, als er seine Arbeit begann — über die Meeresfläche nach dem duftblauen Horizont. Viele der Gedanken, die ihn belastet hatten, ehe er sich ans Schreiben gemacht, die hatte er sich durch das Schreiben von der Seele gewälzt; aber neue Pläne und eine neue Sehnsucht waren ihm inzwischen aufgestiegen.

Die halb erloschen gewesene Erinnerung an eine Begegnung, die vor drei Jahren stattgefunden, und die er durch die erdichtete Melinda-Episode wieder heraufbeschworen hatte, die trat jetzt deutlich hervor. Es war auf einer Dampferfahrt gewesen, zwischen Venedig und Triest, daß er thatsächlich mit einer jungen Frauenerscheinung zusammengetroffen, die genau der Beschreibung entsprach, die er von Melinda Vorgazy gegeben, und die auch wirklich Melinda hieß. Was sie damals gesprochen, und von ihrem Leben erzählte, das entsprach auch dem Charakter, mit dem Roland sein Phantasiebild ausgestattet hatte. Bei der Ankunft in Triest war man jedoch auseinandergegangen.

Seither hatte er sie nicht wiedergesehen. Unlängst jedoch — juist an dem Tage, an welchem er zu schreiben begann, war ihm, in dem Briefe eines Freundes, Kunde über die fesselnde Reisebekanntschaft zugekommen. Sie lebe in Wien, hieß es, allein, noch unvermählt; in einem kleinen, sehr originell eingerichteten Palais, ziemlich zurückgezogen; nur im Prater und in den Theatern, wo sie oft in Begleitung der Malersfrau St. zu sehen war, zog ihre große Schönheit aller Augen auf sich.

So war es geschehen, daß das auf diese Weise zufällig wieder erwachte Bild in seine Gedanken einsickerte und da, während er die Feder führte, zu einer ganzen Reihe farben-glühender Bilder sich erweiterte. Dadurch war die neue Seh-

sucht in ihm erwacht: ein solches Weib, ein solches Liebesglück zu finden, wie er es sich da ausgemalt . . .

Und neue Pläne: Er mußte nun wirklich hinaus in die Welt und sich selber — sein Reden und Handeln, seine Mittel und seinen Einfluß in den Dienst der ihm vorschwebenden Ideale stellen. Nicht Klosterbruder — nein: Missionär! Eine That — das sagte ihm sein durch die eigene Arbeit aufgewühltes Gewissen — wiegt hundert Bücher auf.

In nur ganz verschwommenen Umriffen sah er vor sich, was ihm zu thun oblag; aber lebhaft schwellte ihm der Wunsch das Herz: ins Leben hinaus und leisten, leisten! — Mit dem gegebenen Beispiel Andere — Gleichgesinnte, Gleichgestellte — hinreißen zu gleichem Thun.

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!‘: das war die Zauberformel gewesen, durch die eine so gewaltige Kampfbewegung gegen die Dual entstand, unter der eine Klasse leucht. Warum soll es nicht einmal heißen: „Aristokraten aller Klassen, vereinigt euch zum Kampf gegen alle Dual‘. „Aristokrat“ im Sinne von hervorragend — an Macht, an Reichtum, an Ruhm, an Talent, an Charakter. Und vereint — nicht im Sinne eines Vereins mit Satzungen und Oberleitungen, sondern vereint, wie die Bekenner eines selben Glaubens, die Eidgenossen einer selben Pflicht. Hier der Glaube an die mögliche Wandlung der irdischen Hölle in irdischen Himmel, und die Pflicht, an dieser Wandlung zu arbeiten, nach bestem Wissen und Gewissen, immer und überall, für sich und die anderen. Sich selber ein Stückchen Glück zu pflücken, da, wo es einem blühen kann, ohne einen anderen zu schädigen — das ist auch ein Stückchen Erfüllung.

Wie eine Erlösung und Entlastung empfand Roland diese Hoffnung: daß unzählige Andere — Mächtigere als er, Reichere als er, Verstandeskräftigere als er, die Riesenaufgabe bewältigen

werden, die er in seinem Phantasiwerk sich vorgezeichnet hatte, gar wohl wissend, daß Ein Menschenleben, Ein Vermögen, Eine individuelle Kraft nicht ausreichen, dem allgegenwärtigen Ungetüme Dual, mit seinen tausend Gesichtern, das gewollte ‚Schach‘ ins Gesicht zu sagen.

Nach Gemeinschaft sehnte er sich. Und die konnte ja leicht gefunden werden. Er wußte, wie an allen Ecken und Enden die ‚einsamen Menschen‘, die im Gewühl der Tageskleinlichkeiten und Gewohnheitsniedrigkeiten heimatlos sind, gleich ihm nach Gemeinschaft dürsteten. Diese würde er auffuchen, oder vielmehr, sie an sich heranziehen durch die Kraft des lebendigen Beispiels. Und nachspüren würde er jeder Rundgebung des Großen, Neuen, Dualbefreienden, was da werden will, um diese Rundgebungen ans Licht zu ziehen, um deren Urheber miteinander in Verbindung zu bringen — um die Mitwelt darauf hinzulenken, ihr zu zeigen, wie die Zeichen des kommenden Lichtsiegcs sich mehren . . .

So träumte Roland vor sich hin. Sein Blick schweifte weit weg über das Meer, das ein leichter Wind jetzt zu bewegen begann. In der Ferne schwebten Segelboote und ein Dampfer zog vorüber. Nirgend's Ruhe, nirgend's Beharren — stets ein Weiter-, ein ‚Wo-anders-hin‘-ziehen.

Hier, das prächtige Heim, das er sich errichtet hatte — er ließ sein Auge auf den Erfern und Zinnen des Schlosses, auf den kunstvollen Irrwegen des Parkes ruhen — und doch zog es ihn wieder fort! Mit dem Buche, das er geschrieben hatte er geglaubt, eine Arbeit zu vollenden und — im Gegenteil — er hatte sich damit erst eine Arbeit geschaffen, mit der nun begonnen werden mußte. Gelebt — nicht nur gedruckt — mußte das ‚Schach der Dual‘ werden, um dem eigenen, heftig aufgerüttelten Gewissen genug zu thun. Durch lange einsame Wochen hatte er der Stimme in seinem Innern gelauscht, dem ‚Gott

in der Menschenbrust'; und diese Stimme — das ist schon so Gottesbrauch — redete in Geboten. 'Geh hin und thu, was Du kannst.'

Müßelos würde das Gehorchen nicht sein. Auch nicht zornlos. Denn gegen welche Mauern von aufgeschichteter Härte, apathischer Verständnislosigkeit, Gemeinheit und — Niedertracht muß man nicht anstoßen, wenn man es verschmäht, daran vorbeizuschleichen, wenn man dagegen anrennt — Bresche schlagen will . . .

Nun denn, er war entschlossen. Kampf und Grauen: er wollte sie auf sich nehmen; sorglosem Lebensgenusse wollte er entsagen . . . Und verzichtete auf das Glück — —

Es sei denn, daß Melinda . . .

Ende.

Garmannsdorf 1895—1897.